

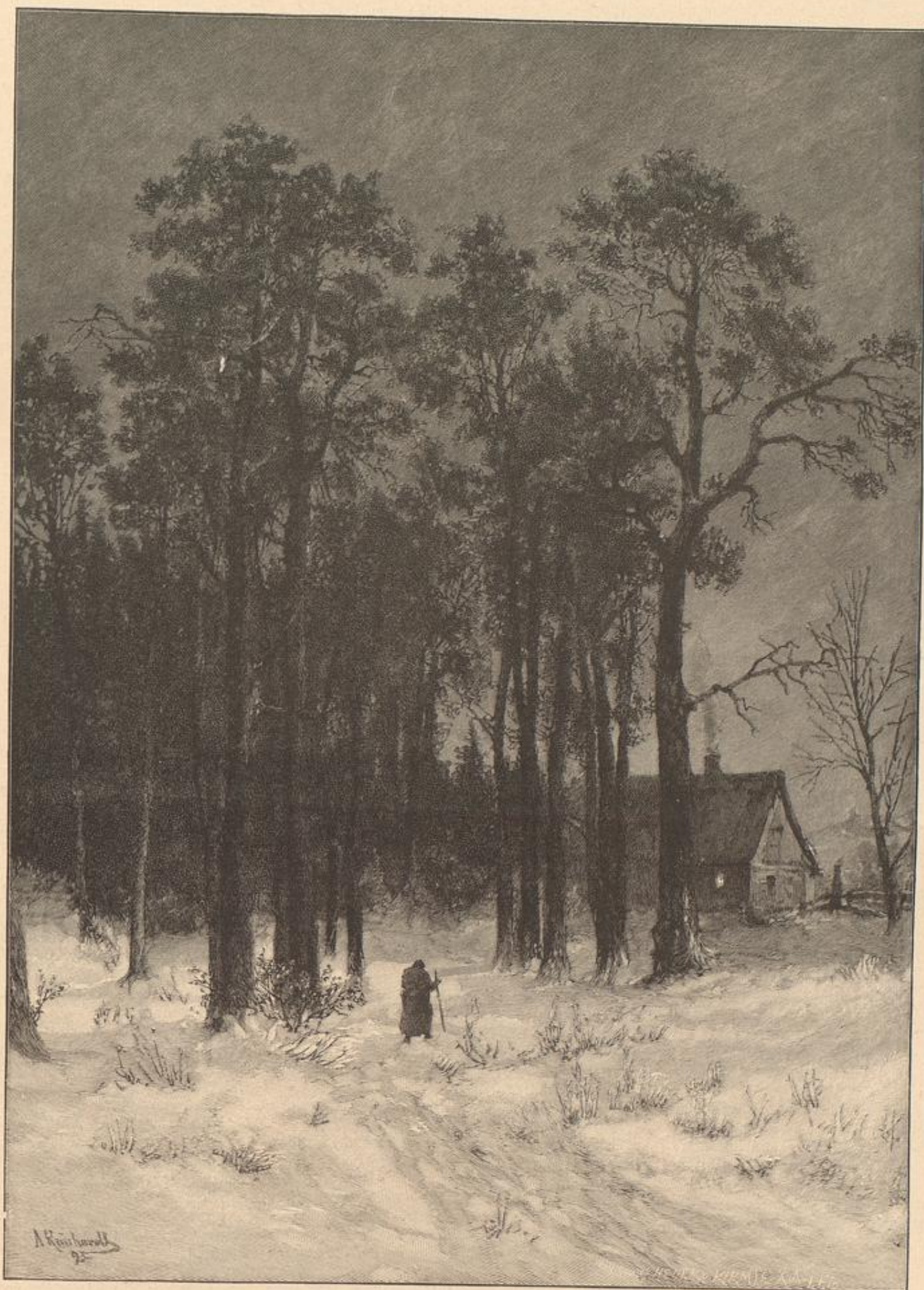
Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 24. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin, 10. December 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¹/₂ M.

XX. Jahrg.



Weihnacht im Walde.

Nach dem Bilde von A. Reinhardt. — Siehe Seite 186.

Nachdruck verboten.

Weihnacht im Walde.

Zu dem Bilde auf Seite 185.

Nun sinkt in Dämmer Wald und Nied,
Das letzte Roth verblaßt,
Und eine weiße Decke zieht
Sich über Zweig und Ast.
Hell funkelt schon der Abendstern;
Die Nacht bricht an, die Nacht des Herrn.

Dort, wo das Schwarz des Fichtenraums
Die Försterhütte kränzt,
Frühzeitig eines Weihnachtsbanns
Bescheidenes Licht erglänzt.
Ein Vater steht wohl an der Thür
Und spricht: „Jetzt, Kindlein, tretet für!“

Wie lag mir Jahre lang so weit,
Was unterm Stern geschah!
Hier in des Waldes Einsamkeit
Wird es mir wieder nah.
Hier schweigt der Haß und schweigt der Spott;
Du bist die Liebe, Du, mein Gott!

Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Aus dem Leben eines Wunderkinds.

Von Emile Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinick.

(Schluß.)

Selbst ist der Mann.

Nieder befanden sich die Kinder mit der Mama beim Onkel Hans, der barfcher und rauher denn je war. Es durfte ihn niemand etwas fragen, aber die Tante hatte das auch nicht nötig, sie feuzte und machte alles, wie sie wollte. Gretchen's Papa stand sich auch nicht gut mit dem Onkel, dessen Erbe er einst sein sollte. Er durfte gerade deshalb gar nicht mitreden, und die Mama fürchtete sich so sehr vor dem Onkel, daß sie stets das Verkehrte sagte. Nur Gretchen hatte keine Furcht; wenn der Onkel sie auch ansuhr, sie wußte ja, daß er sie doch lieb hätte. In diesem Jahre forderte er sie gar nicht zum Spazierengehen auf, und vor den anderen war er auch gegen sie recht barfch. Einmal saß Gretchen im Garten, — da kam der Onkel auf sie zu, blieb vor ihr stehen und fragte:

„Wie alt bist Du?“

„Ich bin sechs Jahre und drei Monate alt.“

„Was kannst Du, außer essen, trinken, schlafen und Dummheiten machen?“

„Ich kann stricken und nähen, Onkel Hans.“

„Ist was Rechtes! Kannst Du lesen und schreiben?“

„Nein, Onkel Hans.“

„Warum nicht?“

„Mama hat es mir noch nicht gezeigt.“

„Ja, das verfl. . . Weiber-Regiment! Frauenzimmer-Wirthschaft!“ brummte er und ging weiter.

Gretchen dachte über die Sache nach und fragte abends, als sie zu Bette ging, warum Mama sie nicht lesen und schreiben lehre.

„Weil Du noch zu jung bist.“

„Können andere Kinder denn schon schreiben und lesen, wenn sie so alt sind wie ich?“

„Es giebt wohl Kinder, die so früh dafür abgerichtet werden, allein das ist zu bedauern, denn es geschieht immer auf Kosten ihres armen Körpers.“

„Ich möchte aber lernen.“

„Du lernst fortwährend.“

„Was denn?“

„Begreifen.“

Gretchen überlegte, dann brachte sie von den unreifen, doch gesunden Gedanken, die in ihrem jungen Hirn aufstiegen, folgendes zu Tage:

„Die Tante sagt immer: Ich begreife Johannes gar nicht; aber ich begreife ihn immer sehr gut. Ueberhaupt finde ich, daß große Leute alle Augenblicke etwas nicht begreifen, und das kann ich nun wieder nicht begreifen.“

„Das mußt Du eben auch lernen.“

Am Nachmittage, als die Mutter im Garten mit den beiden jüngsten Kindern saß, kam Gretchen mit einem Blatte der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung angelaufen und setzte sich neben die Mutter.

„Was willst Du damit, Kind?“

„Lesen lernen,“ sagte Gretchen ernst und sah eine Spalte durch; die Buchstaben krabbelten wie Ameisen vor ihrem suchenden Blicke.

Da, in der zweiten Spalte, fand sie eine Zeile fettgedruckt. Es war ein Schlagwort aus der Rede eines Abgeordneten. Die Stelle gefiel ihr, und sie beschloß, damit anzufangen.

„Was ist das?“ fragte sie, auf den ersten Buchstaben des Satzes deutend.

„Das ist der große Buchstabe S.“

„Und daneben das kleine Ding?“

„Ein kleines e.“

„S—e—, was heißt das?“

„Se —,“ sagte die Mutter; und Gretchen sprach es nach.

„Und das hier, — was ist das?“

„Ein l.“ „S—e—l—, was heißt das?“

„Sel.“

Die klugen schwarzen Augen Gretchen's blickten auf die Lippen der Mutter, und dann sprach sie nach:

„Sel —. „Und daneben der mit dem Haken?“

„Das ist ein b—.“

„Sel—b—, selb; und nun kommt ein langes Ding.“

„Das ist der Buchstabe f.“

„Selb—f—, selbf. Da sitzt aber noch etwas daran, Mama!“

„Das ist ein t.“

„Selb—t—, selbst!“

„Das Wort kenne ich schon lange. Ich finde das Lesen gar nicht schwer, Mama.“

Nun ging es in derselben Weise weiter; wo sich ein Buchstabe wiederholte, erkannte sie ihn; sie ruhte nicht, bis sie die fettgedruckte Stelle durchbuchstabirt hatte, dann las sie dieselbe mit großem Triumphe: „Selbst ist der Mann!“ und war mit dem ersten Ziele zufrieden.

Abends war großer Scandal im Hause; die Diener liefen hin und her, und der Onkel schlug mit den Thüren und fluchte in seinem Zimmer.

„Es fehlt eine Nummer der Norddeutschen,“ hörte Gretchen die Tante zur Mama sagen, „laß Dich's aber nicht kümmern.“

„Er scheint sehr böse zu sein,“ flüsterte die Mama ängstlich.

Die Tante feuzte: „Das ist mir ganz egal; er muß sich in seinem Zimmer abtoben.“

Gretchen lief in den Garten, holte unter dem Spielzeug ein halbzerrißenes Blatt hervor. Das trug sie in den Zwinger des Bären.

„Wo war es, — welcher Dohse hat es denn gehabt?“

„Kein Dohse, Onkel Hans, bloß der Rohrspatz!“

„Du! — Wozu denn?“

„Zum Lesen.“

„Seit wann kannst Du denn lesen?“

„Ich habe es heute gelernt!“

„Lügen hast Du gelernt! — Das kommt auch von der Weiberzucht.“

„Ich habe heute vier Worte lesen gelernt, Onkel Hans,“ wiederholte Gretchen unerschrocken, „morgen lerne ich wieder welche, bis ich alle weiß.“

„So! — Vier Worte hast Du gelernt, — aus meiner Zeitung; — dann ließ sie mir 'mal vor, die vier Worte.“

Das Kind schlug das Blatt aus einander, suchte mit Augen und Fingergchen, fand die Stelle und las:

„Selbst — ist — der — Mann!“

„Abgerichtet! — Eingebläut! — Komödie!“ — knurrte der Onkel. „Buchstabire es mir 'mal vor.“

Und das Kind buchstabirte langsam, sich besinnend, aber ohne Fehler, nach der eigen erfundenen Methode.

Der Onkel nickte mit dem Kopfe.

„Nun erzähle mir, wie das gekommen ist.“

Gretchen erzählte der Wahrheit getreu; und der Onkel hörte zu, den Arm auf den Tisch und den Kopf in die Hand gestützt, mit der er die Augen beschattete.

Dann sagte er mit der milden Stimme, die nur das Kind an ihm kannte:

„Du bist ein braves Kind! — Es ist gut, Du kannst gehen.“

„Gute Nacht, Onkel Hans!“

„Gute Nacht!“ — „Selbst ist der Mann,“ hörte sie im Fortgehen dann den Onkel sagen und höhnisch dazu lachen, oder vielmehr knurren.

Was Gretchen beim Rührei einfiel.

Seit dem letzten Begegnen nahm der Onkel Gretchen wieder mit, wenn er sie im Hause oder Hofe traf; in den Garten kam er selten.

Einmal, es war schon gegen Abend, begegnete er Mimi mit den Kindern im Dorfe, faßte Gretchen an der Hand und trennte sie von den anderen.

Gretchen fragte nicht, sondern sprang vergnügt an seiner Seite hin.

Sie gingen durch das ganze Dorf, und dann einer Hecke entlang, und durch eine Lattenthür in einen Garten.

Hier kam ihnen ein alter Mann, mit weißen Haaren, einem schwarzen Kläppchen, und einer langen Pfeife im

Munde, entgegen, der das Kläppchen vor den Eintretenden abnahm und die Pfeife in die Mundecke schob, die dafür schon eingerichtet schien, denn sie hatte eine Vertiefung nach unten. Der Alte redete den Onkel an.

„Es geht nicht mehr, gnädiger Herr; die alten Knochen machen's nicht länger und der Kopf auch nicht. Ich dachte, es noch die paar Jahre bis zu dem 50 jährigen Amts-Jubiläum durchzujehen, aber — ich kann meinem Amte nicht mehr vorstehen, wie ich soll; — die Gemeinde spürt's schon lange, und Sie werden's auch spüren.“

„Daß Sie mir nicht mehr in's Gewissen donnern, wenn ich was anderes nötig habe als Ihr Donnerwetter, — ja, das spüre ich, und dafür bedanke ich mich! Sie wollen die Arbeit einstellen? — Was aber soll ich machen? Solange die Knochen halten und der Kopf oben aufsitzt, darf man an Ausspannen nicht denken.“

„Wäre Ihnen und — anderen vielleicht auch besser, wenn Sie früher ausspannten, gnädiger Herr; aber das ist Ihre Sache. Ich kenne die meine, und, gerade heraus gesagt, zum Herbst muß mein Nachfolger eintreten; das ist der letzte Termin.“

„Sie waren Zeit Ihres Lebens ein Grobian, Herr Pastor!“

„Ganz recht! Wir zwei haben deswegen doch immer gut zu einander gepaßt, gnädiger Herr, bis, — na, bis die gnädige Frau kam, und bei Ihnen alles so — fein wurde. Von da ab, — da paßte ich nicht mehr, — der Grobian!“

„Wir paßten und passen Sie noch heute, und mir werden Sie fehlen, das wissen Sie recht gut. Und nun lassen Sie uns hineingehen, damit die Spazier in den Bäumen nicht von dem Streit erzählen, zwischen dem alten Clemens und seinem Patron.“

Im Hause begrüßte sie eine alte Frau, die eine Haube auf den weißen Haaren, und eine Schürze um den stattlichen Leib trug. Sie knixte tief vor dem gnädigen Herrn. Der Onkel rief freundlich:

„Na, wie ist's Mutting? Krieg' ich noch einmal ein Rührei von Ihnen, oder spannen Sie auch schon aus? Da, hier habe ich Ihnen etwas mitgebracht, die Aelteste von Hellmuthen, — Sie wissen! — Geh' mit Mutting Clemens in die Küche, Gretchen, damit wir im Studirzimmer die Sache in's Reine bringen.“

Der Onkel war hier gut bekannt, noch von langen Jahren her, als er und der Pastor jung waren, und das Pastor-Haus fast zu klein wurde für den alljährlichen Zuwachs von Jung-Clemens. Das Herrenhaus besaß dagegen Platz genug.

Jetzt war das Pastor-Haus wieder einsam geworden. Die Kinder waren versorgt, einige unter den Kreuzen und Hügeln des Kirchhofes, die anderen in selbst gegründeten Heimen. In das Herrenhaus aber war spät eine junge Frau gekommen, doch kein Segen mit ihr; kein Kinderlegen, und auch sonst kein Gottesseggen, wie der Pastor Clemens einmal frei herausgesagt hatte. Die gnädige Frau mochte das wohl übel genommen haben, denn es fand kein Verkehr mehr statt zwischen dem Herrenhause und dem Pfarrhause. Selten nur kam einmal der gnädige Herr durch die Hinterpforte, und dann machte ihm die Pfarrerin ein Rührei, wie er es liebte in früheren Zeiten. Er konnte es zu Hause auch haben, ebenso gut, indessen bildete er sich ein, daß es ihm hier besser schmecke.

Gretchen war zum ersten Male hier, und — sonderbar, es kam ihr alles so bekannt vor! Sie sah zu, wie die Pfarrerin die Eier aus der Speisekammer holte, und in die Pfanne that, und dann fragte sie: „Nimmst Du nicht auch Schnittlauch hinein?“

Die Frau war ganz außer sich über das kluge Kind, und gestand, daß sie den Schnittlauch beinahe vergessen hätte. Draußen im Garten stünde ganz frisch, und der gnädige Herr würde ihn gewiß vermisst haben; aber das käme davon, weil der gnädige Herr sich jetzt so selten bei ihr sehen ließe.

Als das Rührei fertig war, brachte es die Pastorin selbst in das Zimmer; Gretchen ging neben her, ihr war wie im Traume, als ob sie das alles schon einmal erlebt hätte.

„Soll ich Ihnen ein Stückchen Mettwurst oder Schinken dazu geben?“ fragte die Frau.

„Nein, nur ein Butterbrod, wie sonst.“

„Ach, nun weiß ich's!“ rief Gretchen da mit einem Male laut aus, „das ist Tante Lieschen's Geschichte, die noch kein Ende hat. So, — gerade so war es, — das Haus und der Garten, und die Speisekammer und die hölzerne Schale mit den Eiern, und der Schnittlauch im Garten.“

„Was ist das für eine Geschichte, liebes Kind?“ fragte der alte Mann freundlich und hätschelte den blonden Lockenkopf.

„Ja, das fing so an,“ erklärte Gretchen: „Tante Lieschen hatte ein Ei und wünschte, es wären viele, und

dachte sich, daß sie in einem hölzernen Schälchen in einer hübschen Speisekammer lägen, und daß eine saubere Küche daneben sei, und daß die Küche zu einem Häuschen gehöre mit einem Gärtchen ringsherum. — Und nun erzählte das Kind weiter von dem Dorfe fern ab der Stadt, und dem Thurme mit der Glocke, und den Leuten, die auf den lieblichen Klang herbeieilten, und alles, was ihnen das Herz belästete, Gutes und Böses, Schmerz und Sorge, Recht und Unrecht, dem guten Manne zutragen, der in seines Herrn Namen tröstete, half und segnete; und dann schloß Gretchen annähernd mit den Worten der jungen Tante: „Und wenn der gute Mann nun müde und erschöpft vom Tageswerk heimkehrte, da möchte ich es ihm recht traulich und lieb in dem kleinen Häuschen machen und ihm solch' gutes Nührei mit Schnittlauch bereiten, damit er am anderen Tage froh und wohlgenuth wieder seines Amtes walten könne.“

Der alte Pfarrer sah seinen Herrn an, und dieser ihn; aber sie sprachen nicht. Zum Abschied legte der Pfarrer die Hand auf Gretchens Kopf und sagte zum Onkel: „Wir Menschen sehen gewöhnlich den Wald vor Bäumen nicht. Hier haben Sie ja alles beisammen, was Sie brauchen.“

Auf dem Heimwege fragte der Onkel das Kind über Tante Lieschen aus. Er hatte sich nie um die Familien-Verhältnisse derer von Frenz zu Schlenz gekümmert, — bis zu diesem Tage sogar von der Existenz Tante Lieschens herzlich wenig gewußt. Gretchen besaß nun schon mit sechs Jahren die Eigenschaft berühmter Redner, sich an ihren eigenen Worten zu berauschen, zu montiren, wie der Kunstausdruck es nennt. So erzählte sie denn mit großer Begeisterung alles, was sie wußte, und als beide nach Hause gekommen waren, hatte der Onkel das, was ihm nöthig dünkte, erfahren. Gretchen aber war nicht wieder still zu bekommen, sie hatte sich eben montirt und redete weiter, bis die Tante sagte:

„Wie ein Uhrwerk schwagt das Kind!“

„Was kann ich dafür, daß ich so viel weiß!“ lautete die Entschuldigung.

Ende.

Im nächsten Jahre war auf dem Gute Onkel Brummbar's so manches verändert.

Es fand ein lebhafter Verkehr statt zwischen Pfarrhaus und Herrenhaus; die Tante hatte an der neuen Frau Pfarrerin einen passenden Umgang gefunden, und die kleine lustige, rosige Pastors-Frau ließ sich durch keine Brummbar-Märchen gruselig machen. Sie wußte besser, was hinter der Brummbar-Miene steckte; Gretchen selbst konnte den Onkel nicht unerhödlicher lieben, als Tante Lieschen, die neue Frau Pastorin, es that.

Diese verdankte ja Onkel Brummbar die Verwirklichung ihres Lieblingstraumes!

Eines Tages war nämlich ein Brief an sie gekommen, unter der richtigen Adresse: Alexandrinenstraße 14, — nach Gretchens Angabe; darin war Baroness Elisabeth Frenz zu Schlenz von Herrn Hans von Schönborn um die Adresse des Herrn Pastors gebeten worden, der Charlottens kleines Mädchen vor dem Feldzuge getauft hatte. Tante Lieschen war nicht wenig erfreut gewesen und hatte umgehend die Adresse geschickt.

Dann hatte der Herr Soundso, zweiter Prediger an der Kirche zu Köpenick, die Aufforderung erhalten, die Patronats-Stelle auf dem Gute Onkel Brummbar's zu übernehmen; die Subsidien seien derart, daß eine ganze Familie darauf getrost einer sorgenfreien Zukunft entgegensehen könne.

Der Herr Pfarrer meldete sich bei dem Patron, fand Beifall und erhielt die Stelle.

Kein Mensch erfuhr etwas davon, keiner von der Familie wurde um Rath gefragt. „Selbst ist der Mann,“ hatte sich Onkel Brummbar gesagt. „Wir brauchen aber auch eine Pfarrfrau in Schönborn,“ hatte Onkel Brummbar zum neuen Pfarrer bemerkt. „Wenn Sie keine wissen, — ich weiß eine.“

Und dann — machte Onkel Brummbar den Freierwerber für seinen Pastor und besiegte alle Borurtheile derer von Frenz zu Schlenz. Niemand war aber mehr erstaunt als Gretchens Papa und Mama, denn sie hatten niemals mit dem unzugänglichen, barschen Mann über Tante Lieschen und deren Herzensgeheimniß gesprochen.

Onkel Brummbar wurde ordentlich wieder jung unter den neuen Familien-Verhältnissen, sodaß die Tante eigentlich gar keinen Grund mehr besaß, zu seufzen; wenn sie es noch that, so geschah es nur aus Liebhaberei. Die Abneigung gegen die Erben seines Besitzes hatte Gretchen dem Onkel entwunden, und als ihr nach einiger Zeit ein Brüderchen geboren wurde, welches wiederum nicht in die Wiege derer von Frenz zu Schlenz passen wollte, da schickte Onkel Brummbar seine höchst eigene Familienwiege, und der Pastor aus Schönborn taufte den kleinen Weltbürger: Johannes, und Onkel Brumm-

bär stand Pate mit dem allerfreundlichsten Gesichte von der Welt.

Und das alles hatte Gretchen, das Wunderkind, zu Stande gebracht, worauf sie nicht wenig stolz war, als sie es nach Jahren erfuhr.

Nachdruck verboten.

Alter Haß und alte Liebe.

Eine Weihnachtsgeschichte von Ida Boy-Ed.

An einem einzigen Tage des Jahres verzichtete Fräulein Luise Krog auf ihr Nachmittagsschläfchen, und das war am vierundzwanzigsten December. Der Aerger über diesen Verzicht verdarb ihr allemal schon den Geschmack am Mittagessen.

„Bewegung nach Tisch, das kann und kann ich nun mal nicht vertragen,“ sagte sie zu ihrer Kathrin, die schon seit fünfzehn Jahren als einziger Diensthote das Haus und das Fräulein streng regierte.

„Das weiß er ja so genau, deshalb hat er das Ihnen zum Lort gerade so eingerichtet,“ antwortete Kathrin und fügte mit einem Blide aus dem Fenster hinzu, „ellen Sie sich man, ich bin mir noch Schnee vermuthend. Ja, heut' Morgen, da war es so schön, wenn Sie da hätten gehen können!“

Sie sagte das in einem Ton, als ob der bevorstehende Witterungsumschlag eine persönliche, gehässige Maßnahme von irgend jemand sei.

Fräulein Luise erhob sich mit einem Seufzer. Die Nöthigung dazu machte ihren Groll gegen den neu an, um dessentwillen sie gezwungen ward, jetzt auszugehen.

Schweigend bereitete sie sich zu dem Gange vor.

In der mäßig großen Stube war alles peinlich sauber. Vor dem dreiflügeligen Fenster standen in alten, bunten Steingut-Töpfen wohlgepflegte Blumenstöcke; über dem, mit schwarzem Damaste bezogenen Mahagoni-Sopha hingen unterhalb des ovalen Spiegels allerlei Silhouetten und Daguerreotypen. Ein Tafel-Clavier stand an einer anderen Wand, aber daß es nie benutzt ward, erhellte daraus, daß auf der gekältesten Decke, die seine Platte bedeckte, allerlei Porzellan-Nippes standen. Die Stube hatte nur einen Ausgang auf die große, fliesen-geplasterte Kaufmannsdielen; an der anderen Seite dieser, links von der Hausthür, lag noch eine solche Stube, es war die „beste“, die nur gehetzt wurde, wenn die Freundinnen Luises zur Vostowobits-Partie kamen.

Die Diele ging durch zwei Stockwerke. In ihrem Hintergrunde führte eine Treppe zu einer Galerie empor, die oben im Raume umließ, und auf welche Thüren mündeten; die Thüren vieler kleiner, unbewohnter Zimmer, denn Luise und ihr Mädchen schliefen im Flügel.

Es war sehr kalt und sehr still in dem großen Hause. Die Frauen erschauerten, als sie aus der Stube auf die Diele traten.

Luise nahm den Kranz, den sie nach auf die kalten Fliesen gelegt, damit er frisch bliebe. Sie besahen nochmals das Gebinde von Grün und weißen Blumen, und besprachen den Preis.

„Ich find' nun immer, Strohhüten thäten es auch. Die natürlichen kriegen doch gleich den Schreden von Kälte und werden braun, und die Todten haben da doch nichts von,“ bemerkte Kathrin.

„Das ist wohl wahr, aber er soll nicht sagen, daß es mir um die fünf Mark wäre,“ sprach Fräulein Luise.

Kathrin öffnete die Hausthür. Eine Glocke erhob ein endloses und mißthöniges Gebimmel. Die Kette in der Hand, mit der von innen die geschlossene Thüre besonders verwahrt wurde, empfahl Kathrin ihrer Herrin noch, die Pferdebahn zu benutzen und in anderthalb Stunden wieder da zu sein. Bis dahin warte sie bloß mit dem Kaffee, da sie Schlag sechs zu ihrem alten Onkel müsse, bei dem sie ja gewöhnlich den Heiligabend zubringe, und der ja sehr für Pünktlichkeit sei.

Fräulein Luise nickte gehorlich. Sie wußte, daß es ihr Los war, am Weihnachtsabend allein zu sein; ihre Kathrin würde um sechs Uhr fortgehen und lieber das Haus zuschließen, als auf ihre Herrin warten.

Etwas schwerfällig schritt sie dann auf dem schmalen Bürgersteige der stillen Straße dahin. Ja, gleich so nach Tische! — Und wenn man etwas congestionirt ist! Das nahm ihr immer alle Andacht für den feierlichen Gang. Man wurde eben auch älter; und mit fünfundsünfzig Jahren und einer Neigung zu Körperfülle hält man auf seine Gewohnheiten, dachte Luise. Sie war eine ganz stattliche Erscheinung. Das dunkle Haar zeigte kein Silberbüschel und bog sich, vom glatten Scheitel in zwölffährigen Flechten auslaufend, breit über der Ohrenschüssel unter den Hut zurück. Das Gesicht war glatt und rosig, lebhaft braune Augen blickten hell in die Welt; durch den Mangel an Augenbrauen bekam es aber etwas harmlos Unbedeutendes. Und gekleidet war Luise Krog wie es einer Hausbesitzerin und vermöglichen Dame zulang: etwas sehr hinter der Mode zurückgeblieben zwar, doch in gute schwarze Stoffe und in einen schönen Mantel mit sehr viel Foliamentir-Beiaß, und auf dem Kopfe sah ein Hut von schwerfällig viel Sammet, mit einer kleinen lila Feder darauf.

Als sie aus den stillen Seitenstraßen, die sanft bergan stiegen, zur Breitenstraße gekommen war, wartete sie ungeduldig auf die Pferdebahn. Die weißen Blüten im Kranz an ihrem Arme fingen schon an, bräunliche Ränder zu bekommen.

Breit und wichtig nahm Luise im Wagen Platz und vergab ihre Füße im Stroh, das den Boden deckte. Denn es war kalt, und draußen lag Schnee, wenn man auch in der gut gereinigten Hauptstraße nichts mehr davon sah.

Der Pferdebahnwagen glitt klappernd auf den Schienen dahin, zum Thore hinaus. Anstatt des Lärms der grauen Straße umfing sie mit einem Mal weiche Stille. Luise stieg aus. Ihr Weg führte sie nicht auf den neuen, großen Todtenacker der Stadt, wo jetzt alle Leute begraben wurden, die das Zeitliche gesegnet hatten. Ehedem besaß jede Kirche oder Gemeinde ihren eigenen Gottesacker, soweit die Todten nicht in den Kirchen beigelegt wurden. Dann kam 1830 die große Cholera-Epidemie, und in der Folge ward der neue Gottesacker gegründet. Auf den alten Kirchhöfen befanden sich nur noch wenige Erbbegräbnisse. Und dann erschien die Zeit, wo auch diese geschlossen wurden.

Feierliches Schweigen senkte sich auf die alten Friedhöfe; nur diejenigen durften die verschlossenen Stätten betreten, die ein Grab hier zu pflegen hatten. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kamen die Besucher spärlicher. Die Grabreihen wurden lichter, denn was verfiel, ward nicht wieder beigelegt; grüne Rasenmatten deckten das Feld, und allmählig konnte man die Kreuze und Hügel zählen, die noch empfortragten. Und schon nannte man das Jahr, wo auf dem Friedhofe neues Leben beginnen würde, und die Ueberreste aus den drei oder vier Gewölben auf den allgemeinen Gottesacker überführt werden müßten.

Luise Krog ging durch die Anlagen und stand vor dem Gitterthore des verfallenen Kirchhofes. Der streckte sich zwischen städtischen Promenaden und einem schmalen, tiefen Wasser hin, welches der Wallgraben der ehemals besetzten Stadt gewesen war. Der graue Himmel ließ keinen Sonnenstrahl durch seinen dichten, ebenmäßigen Nebelvorhang, wohl aber einen Tageschein, der blendend die Augen schmerzte. Das weiße Geilbe erhöhte die Schärfe dieser Beleuchtung. Die Bäume standen im Silberhülle des Nauhreifes, und drunten das schwarze Wasserband lag still da; klar und glasig war die Fläche gefroren. Dribben, hinter den Baumgruppen, die im Reif weißflockig und geballt aussahen, reckten sich die Kirchen der Stadt empor, blaugraue und röthliche Schieferdächer an hohen Spitztürmen.

Der Weg zu der Gruft der Familie Krog war gefegt. Der Mann, der auf den Friedhof zu achten hatte, bekam von Luise dafür sein Tringeld; aber er hatte die ausdrückliche Weisung, falls Schnee lag, erst gegen Mittag zu fegen. Er, der immer vor ihr hierher kam, konnte zusehen, wie er das Grab erreichte.

Daß ihr durch ihn sogar die stille Weihnachtsfeier am Grabe der Eltern gestört ward! Wie er ihr ganzes Leben gestört hatte! Man hätte das nicht für möglich gehalten! Sie und Peter Christian, die als Zwillinge zur Welt gekommen waren und in ihren Kinderjahren schier unzertrennlich schienen! Und nun Feinde, Todfeinde!

Als Luise Krog mit ihren bedächtigen Schritten zwischen dem niedrigen Schneewalle dahinschritt, der rechts und links den ausgekauften Weg einräumte, quoll all' die Bitterkeit wieder frisch in ihr auf, die sie im Laufe des Jahres, im Behagen der sorglosen Alltäglichkeit, doch manchmal vergaß. Aber der Weihnachtstag, das war die Stunde, da mit den Erinnerungen auch der Haß lebendig wurde. Die Vergangenheit schlug die Augen auf und sah das alte Mädchen böse an und schien aufhebende Worte in ihr Ohr zu flüstern.

Damals, als diese alberne Person, diese Engel Anderjen, mit ihrem hellen Haar, ihren dreifeln blauen Augen und ihrem ewigen, sichernden Gelächter, beim Nachbar Mayer eingezogen war, da hatte das Unglück begonnen; wenn auch nur erst so ganz still, daß man es nicht sah, sondern nur fühlte.

Eiferjucht unter Liebenden führt zu Katastrophen; sie gleicht heftig auftretender Krankheit, oder einer schnell verlodernden und sich immer wieder leicht entzündenden Flamme.

Aber Eiferjucht unter Geschwistern ist wie ein schleidendes Uebel, das jede Freiheit des Gefühls und Verkehrs vernichtet.

Luise merkte ganz gut, daß Peter Christian in die hergelauene Person verliebt war. Da gab es denn nur noch ein Geprüch: wie Engel Anderjen sich putze, wie sie vergnügungssüchtig sei, welche Schamlosigkeit in ihr wohnen müsse, daß sie bei Onkel und Tante saulenze und das Brod der Barmherzigkeit esse, anstatt sich selbst was zu verdienen. Und obwar Peter Christian seiner Schwester nichts von seiner Liebe vertraut hatte, also keine Schonung für den Gegenstand dieser verlangen konnte, nahm er ihr die Reden über Engel doch sehr übel.

Der alte Krog, der die Menschen und die Welt durch die Augen seiner Tochter ansah und im Sommer auf der Bank vor der Hausthür, im Winter am Fenster der Wohnstube seine Pfeife rauchte, sah seinerseits Engel auch als ein verlorenes und verdorbenes Mädchen an. Von seines Sohnes Reingung wußte er nichts.

Aber als der nun eines Tages mit der Erklärung heraustrückte, Engel freien zu wollen, ging der Spectakel los.

Luise weinte Tag und Nacht. Sie hätte auch heirathen können, schon zweimal, einen Kapitän, der auf Neval fuhr, und einen Lohgerber aus der Straße, wo sie wohnten. Aber ihr wäre es nicht möglich gewesen, Peter Christian, ihren Zwillingenbruder, so zu verlassen. Da sah man es nun, daß er sie weniger liebte, als sie ihn!

Und der alte Krog fragte höhnisch nach dem Tausche von Engel Anderjen, die doch eine Schwestertochter von Frau Mayer, geborenen Anderjen, sei, und von deren Vater noch kein Mensch je ein Sterbenswort gehört hätte.

Ein ganzes Jahr lang ging das Bitten und Weinen und Streiten.

Dann bekam Engel Anderjen es satt, und eines Tages war sie auf und davon, mit einem Dänen hieß es, der sie heirathen wollte.

Nun hatten der alte Krog und Luise ein wohlfeiles Triumphiren. Nachgegeben würden sie haben, sagten sie, wenn sich endlich erwiesen hätte, daß die Liebe treu und groß sei. Aber jetzt sei es doch klar, Engel habe sich selbst nicht viel aus Peter Christian gemacht.

Dieser war sein Lebenslang nur schweigend gewesen und sprach sich auch jetzt nicht aus, weder, ob er um Engel trauerer, noch, ob er den Reden der Seinen glaube. Still ging er seinen Geschäften nach, — er verwaltete an einer städtischen Kasse ein kleines Amt, — er blieb auch häuslich wie vordem. Doch mit Luise und dem Alten sprach er nie mehr ein freundliches Wort.

Da war das stille Einverständnis zwischen Vater und Tochter gewachsen. Sie sahen sich bedeutungsvoll an, wenn Peter Christian larg auf Fragen antwortete, sie sprachen vor seinem Kommen „paß' auf, wie er heut' wohl wieder ist.“ Sie erzählten ihm nicht einmal mehr den keinen Klatsch der Straße, und hielten selbst alltägliche häusliche Vorkommnisse vor ihm zurück, wie Geheimnisse, die ihn nur ärgern würden. Mädchen wachsen schneller aus einander wie in einander. Bald war Peter Christian wie ein Fremder am Tische seines Vaters.

Es kam dahin, daß seine Gegenwart alles freie Behagen verdrängte.

Man frist nie. Man schwieg Liebe, Vertrauen und Freudigkeit tod. Nach so stummen Begräbnissen feiert die Lebenslust keine Auferstehung.

Das ging so Jahre. Und der Alte, dem sich in den



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 186.
Der alte Pastor Clemens und seine Frau.



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 187.
Die jungen Pfarrersleute von Schönborn.

schwachen Sinnen allmählig verwißte, wie alles so gekommen, war einen gehässigen Groll auf den Sohn. Er wollte zeigen, daß er auch zu strafen wisse, so ganz hämisch in der Stille und nachträglich. Er machte ein Testament, worin er zwar sein Vermögen Sohn und Tochter zu gleichen Theilen hinterließ, das ging nicht anders, weil es alles Erbgut war, aber das Haus sollte Luise allein haben, denn gerade an dem Hause hing Peter Christian. „De oll grote Sleser,“ nannte Krog nur noch den Sohn. Der alte Krog sprach nämlich stets plattdeutsch, wenn er gemüthlich, oder wenn er böse war.

Endlich starb der Alte. Luise und Peter Christian waren vierzig Jahre alt und fühlten sich doch hilflosen Waisen gleich. Sie hatten beide dieses Haus und diese Stadt noch nicht einen Tag verlassen gehabt. Daß es eine andere, eine veränderte Form des Daseins geben könnte, als ihr bisheriges, erschien ihnen undenkbar.

Peter Christian hatte täppisch versucht, sich der Schwester mit einem guten Worte zu nähern. O, sie erinnerte sich dessen noch ganz gut!

„Bische,“ hatte er gesagt, „mein' alt' Deern, laß uns doch jetzt all' den alten Kram begraben sein lassen.“

Und dabei hatte er ihr ein bißchen auf den Rücken geklopft. Aber sie rief weinend: „Du hast ihm sein Alter verborben, und sein bißchen Frieden gestört!“

Da trumpfte Peter Christian auf; zum ersten Mal, denn er fühlte sich wohl unwillkürlich als Herr und Familien-Oberhaupt:

„Ihr habt mir alles gestört! Ohne euch wäre ich jetzt glücklich mit Engel. Dir dank ich's, daß ich als alter Junggeßell so'n ädes Leben habe.“

Das Herrengefühl verging ihm rasch, als das Testament eröffnet ward.

Den Augenblick vergaß Luise nie! Wie versteinert war Peter Christian gewesen. Was, er sollte nicht das Haus haben, in dem er geboren war? Nicht sterben darin, wie seine Urväter gestorben waren? Leichenbläß war er geworden, und dann hatte er ein schimpfliches Wort gesagt:

„Erbschleiderin!“

Selbigen Tages war er ausgezogen, ohne sich mit der Schwester auszusprechen.

Die ganze Straße gab ihr Recht, daß sie so unerhörten Schimpf nicht verzeihen konnte. Hatte sie doch selbst kein Wort von des Vaters Vorhaben gewußt, und hatte doch der Vater Ursache gehabt, seinem Sohne zu mißtrauen. Die alte Geschichte mit Engel Andersen tauchte wieder auf; und daß die den Dänen, mit welchem sie damals fortgegangen war, gar nicht geheiratet haben sollte, ward merkwürdiger Weise Peter Christian angerechnet. Die Leichtfertigkeit der einst von ihm Geliebten ließ ihn selber leichtfertiger erscheinen.

Fünfzehn Jahre waren verstrichen seitdem, aber die Geschwister hatten sich nie mehr gesehen. Peter Christian ging nur morgens, Luise nur abends aus. Und sogar am Weihnachtstage, wo sie nach altem Brauche die Gräber der Eltern besuchten, schritten sie vorsichtig einander aus dem Wege.

Wenn Luise nachmittags mit ihrem Kranze kam, lag auf der schmalen Steinplatte, welche die Reste von Vätern und Großvätern deckte, schon ein anderer Kranz. Zu Häupten hatte Peter Christian ihn niedergelegt. Und Luise nahm ihn dann allemal fort, weil das der Platz für ihren Kranz war; sie hatte dem Vater in Liebe, Treue und Gehorsam beigestanden bis zuletzt, Peter Christian aber nicht. Sein Kranz gehörte an das Fußende! —

Keine Menschenseele wollte auf dem Friedhofe. Die herbe Frische des Wintertages entbehrte der Freudigkeit, weil kein blauer Himmel herniederlachte. Es war wie ein Stillstand, ein träges Zurückhalten in der Natur. Kein Lüftchen regte sich; von den Bäumen flochte zuweilen, kraft der eigenen Schwere, Reifgeriesel hernieder.

Luise schrak zusammen, als ihr einmal die leichte Last solcher Flocken in's Gesicht fiel.

Nun stand sie am Grabe.

Aber, was war das? Die dünne Schneedecke,

welche den Grabstein überzog der sich einen Schuh hoch über den Erdboden erhob und an seinem Kopfe noch ein altes Kreuz von Sandstein zeigte, war unberührt.

Hier hatte kein Kranz gelegen. Niemand hatte heute an der stillen Stätte gestanden.

Luiſe empfand heftiges Herzloſen. Daß Peter Chriſtian vergeſſen hätte zu kommen, ſiel ihr keinen Augenblick ein. Seit ſie gehen konnten, waren ſie an dieſem Tage hierher gepilgert; erſt mit den Eltern an das Grab der Großeltern, dann mit dem Vater zur todtten Mutter. Nein, den Gang unterließ Peter Chriſtian nicht, ſolange ſeine Füße ihn noch trugen.

Wenn er krank wäre?

Sie athmete auf. Das war ja möglich und ſo natürlich. Wer wird nicht einmal krank! Er würde dann, nach der Genesung, das fromme Opfer nachholen.

Luiſe legte ihren Kranz nieder. Sonſt waren es immer zwei geweſen auf dem Grabe.

Welch' eine wunderliche Vorſtellung ihr kam, als der Kranz in ſeinem dunkeln Grün da ſo einſam auf der Schneedecke lag.

Wie, wenn Peter Chriſtian ſo krank wäre, daß er ſterben könnte! Wenn ſie für die Zukunft vielleicht die Einzige bliebe, die noch an dieſes Grab träte! Wenn ſie ihn, der noch außer ihr mit einem Herzen voll Erinnerungen hier manchmal geſtanden, bald draußen auf dem großen Kirchhofe begräben? Ihn ganz allein, fern von den Seinen?

„Die Todten wiſſen da nichts von,“ würde Kathrin ſagen. Gewiß nicht!

In einem Grabe giebt es keine Einſamkeit, wie es kein Leben und kein Bewußtſein mehr giebt. Und doch, dem bangen Herzen Luiſens war die Vorſtellung ſchrecklich, daß ihr Bruder —, ſie dachte nicht zu Ende.

Der alte Krog war der letzte Todte geweſen, den man hier zu Grabe getragen.

Luiſe fühlte, wie ein unſagbares Grauen durch ihre Adern rann.

War das Furcht vor dem Sterben? Das erſte Vorgefühl, daß die Schatten der Nacht ſich auch ihr naheten?

„Es iſt der leere Kirchhof,“ dachte ſie. Ihr ſchien es, als ob ihr draußen auf dem großen Gottesacker dieſes Gefühl nicht gekommen wäre. Da reichte ſich Gruft an Gruft, da war es auf den Wegen lebendig von Menſchen, die an dieſem heiligen Tage ihrer heimgegangenen Lieben gedachten.

Dort war der Tod faſt traulich, ſo allen gemein, ſo allgütlich, daß er kein Grauen verlor.

Hier, in dem drohenden Schweigen der verlaſſenen Gräberſtätte, ſchien er ein Sonderſchickſal, das ſchreckensvolle Loſ einer Einſamen.

Luiſens Stirn feuchtete ſich.

Nein Gott, wenn es wahr wäre oder würde! Wenn der Bruder auch dahinginge, wie ſie alle vor ihm dahingegangen waren, und wenn ſie allein, ganz allein übrig bliebe, die letzte, um Blumen hierherzutragen, wenn die Welt unter dem Leichentuche des Schnees ruhte!

Dann gab es niemand mehr zu hoffen und niemand mehr zu lieben.

Luiſens Gedanken verwirrten ſich ſo angſtvoll, daß ſie davonging, ſo ſchnell ihre Füße ſie tragen wollten, ohne daß ſie ihr Vaterunſer wie ſonſt gebetet hatte. An der hohen Gitterpforte ſtand ſie noch einmal und ſah zurück.

Still lag das weiße Feld, unter dem ſo viele Generationen ſchliefen. Verſchollene Namen, verſchollene Schickſale; niemand wußte mehr zu ſagen, wer alles hierher gebettet worden war.

Der Kirchhof, das iſt die Erinnerung an den Tod. Aber der verlaſſene Kirchhof, das iſt die Vergeſſenheit ſelbſt des Todes und der Todten. Das iſt die Predigt vom spurloſen Vergehen!

„Mein Gott,“ dachte Luiſe, „was hat das ganze biſchen Leben eigentlich für einen Zweck, wenn man ſo ſieht, daß nicht mal die Grabſtatt von einem übrig bleibt?“

Die Thüre ſiel krachend hinter ihr in's Schloß. Mit langſamen Schritten ging ſie durch die Anlagen der Stadt zu.

Ihr war ſo jammervoll zu Muthe. Wenn es nicht auf der Straße geweſen wäre, hätte ſie weinen mögen.

Da hub ein Tönen und Schwellen in den Lüften an. Dumpf und voll, hell und dunkel klang es wogend durch einander.

Von allen Thürmen der Stadt läuteten die Glocken Weihnacht ein und erzählten den Menſchen, was für einen Zweck das biſchen Leben denn habe. Den Zweck zu lieben, ſich ſelbſt zu überwinden und zu vergeißen!

Luiſe ſtand ſtill und horchte. Die Thränen traten ihr in die Augen.

Ja, das waren noch ſchöne Zeiten geweſen, wie ſie und Peter Chriſtian, eng an einander geſchmiegt, auf dem Sopha in der Wohnſtube geſeſſen hatten, dem Klang eben dieſer ſelben Glocken lauſchend, während Vater und Mutter drüben in der beſten Stube den Tannenbaum puzten.

Ob Peter Chriſtian ſich nicht auch daran erinnerte, wenn er die Glocken läuten hörte?

Wenn er ſie hörte! Wenn er nicht krank und hilflos darlag!

Luiſe ging ſchneller.

Sie bemerkte gar nicht, daß ſie einen anderen Weg nahm, als den nach ihrem Hauſe, und plötzlich beſand ſie ſich auf der Straße, die ſich, lang und einſeitig bebaut, um die öſtliche Seite der Stadt zog und den Namen „An der Mauer“ führte, weil ehemals die Feſtungsmauer hier geſtanden hatte, während jetzt die Bewohner der kleinen Häuſchen frei hinausſchauen konnten über den Fluß, der hier die Stadt umſchloß.

„Ich will bloß mal vorbeigehen,“ ſagte ſie ſich.

Ob er wohl Licht hätte? Mit dem Nebel, der ſich ſenkte, kamen ſchon frühe Abendſchatten ſchnell herein.

Hatte Peter Chriſtian Licht, dann konnte man in ſeine Parterre-Stube ſehen. Luiſe war bei der Antheilnahme, den der Haß wie die Liebe an ihrem Gegenſtande nimmt, genau mit ihres Bruders Lebenseinrichtung bekannt.

Sie ging vorbei. Nein, es war dunkel im Parterre-Zimmer!

Aus vielen der kleinen Wiebelhäuſchen, deren Reihe zuweiſen durch einen großen Kaufmannsſpeicher unterbrochen ward, glänzte ſchon Licht. Am beſcheidenen Bäumchen glimmte Kerzenſchimmer, um ärmlich geſchmückte Obenthiſche jubelte königliche Freude.

Luiſe lehrte noch einmal um. Sie vergaß ganz, daß Kathrin fortgehen und das Haus ſchließen würde.

Der Wind hatte ſich aufgemacht und ſchlug ihr in's Geſicht; vridelnde kleine Schneeflocken jagten jetzt auf ſeinen Fittichen daher.

Wieder nahte Luiſe ſich dem Hauſe ihres Bruders. Diesmal, ſie ſah es ſchon ein Haus vorher, ſam heller Lichtſchein aus ſeinem Fenſter.

War es zu glauben? Auf einem gepuzten Tannenbaume brannten Lichter! Der einſame Mann und ein Tannenbaum!



RENÉ REINICK

Amor's Feſtgruß. — Siehe Seite 191. Zeichnung von René Reinicke.

Sie ſtand und ſtarrte in den Glanz. Gerade ſo ein Baum hatte einſt in ihrem Elternhauſe gebrannt, und gerade derſelbe Zierrath war daran geweſen. Oder ſchien es Luiſen nur ſo, als ob es derſelbe geweſen ſei? Nein, jener gezackte runde Himmel von blauer Pappe, mit dem Goldſternchen darauf, der wie eine Scheibe auf der Baumſpitze ſchwabte, und von deſſen Fäden an dünnen Fäden Papierengel hingen, die ſich, von der Hitze bewegt, kreisend drehten, der hatte auch den Chriſtbaum ihrer Kindheit geſchmückt.

Was der Anblick von ſo wichtigem bunten Tand für rührſame Gewalt haben kann. Luiſen liefen die Thränen jetzt über das Geſicht.

„Derrgott, und da war er ja ſelbſt, Peter Chriſtian! In einem Korb-Lehnſtuhl ſah er, bis unter die Achſeln in Dedeln gewickelt, und das linke Bein verbunden mit Watte und Flanellſtreifen. Alſo doch krank! Und wie elend er ausſah, und wie unausſprechlich er ſeinem Vater glich!“

Vierzig Jahre war er geweſen, da Luiſe ihn zuletzt geſehen, nach ihren Begriffen noch ein ſtattlicher junger Mann, obgleich ihm lebensvolle Jugendfriſche inmitten der trodenen, engen Umgebung wohl eigentlich nie eigen geweſen. Aber nun war er ein alternder Menſch, und Haar- wie Barttracht erinnerte an den Vater; jeder Zug gemahnte an den Alten.

Dies rührte Luiſe am allermeiſten. Daran ſah man es doch ſo recht, daß ſie aus einem Neſte waren und zuſammengehörten.

Wie war es menſchenmöglich, daß man in fünfzehn Jahren ſo altern konnte! Daß mit ihr ſelbſt Veränderungen vorgegangen ſein könnten, dachte Luiſe nicht im mindeſten. Wenn die Jahre und das Leben ſo eilig liefen, dann kam gewiß auch einmal unverſehens das Ende!

Dieſelben ängſtlichen Graungefühle durchzitterten ſie, wie vorhin auf dem ſchlafenden Friedhofe.

Sie beſann ſich keinen Augenblick mehr. Die Hausthüre that ſich auf, die Glocke dimmelte, und eine Secunde nachher ſtand Luiſe auf der Thürſchwelle, im Angeſichte des Bruders.

Der Mann, der in einer dumpfen, ſchläfrigen Melancholie in die ſtrahlenumgebenen Lichtpünktchen zwiſchen dem Tannengrün gefarrt, wandte ſein Geſicht. Es ſchien, als ob eine dunklere Farbe ſeine ſahlen Wangen überzog.

„Derrjes, — ne Wiſche! Wo kommſt Du denn her?“ fragte er langſam.

Sie ſchloß die Thüre hinter ſich und kam verlegen näher, ihr Schluchzen kaum bemerkernd.

„Es iſt nur . . . ich war bei unſerem Grabe, und da ſah ich, daß kein Kranz von Dir da war, und da dacht' ich . . . ach Gott, was der Menſch doch manchmal für dumm' Zeug denken kann. Peter, mir war ganz grauſchlich auf'n Kirchhof!“

„Ich hab' den alten Rheumatismus gehabt, — vier Wochen!“ erklärte er mit gleichgültiger Ergebenheit.

Sie ſtand neben ihm.

„Peter,“ begann ſie, „es iſt bloß wegen Leben und Sterben. Ich mein', wir können alle mal abberufen werden. Deſhalb wollte ich nur ſagen: Das mit dem Haus, das hab' ich nicht gewußt!“

Der Mann nickte vor ſich hin. Wohlmeinende Freunde hatten ihm das längſt ſagt.

„Denn kannt' Du mir woll das böſe Wort nicht vergeben?“

Sie beugte ſich über ihn und fuhr ſchlüchtern mit der Hand über ſeine Wangen. Er ſah zu ihr empor.

„Ach Wiſche, wenn Du mir ſo die Waden ſtrafk, dann mein' ich, es hätte alles anders kommen müſſen.“

Nun mußte ſie weinen.

„Mit Engel Anderſen hat es angefangen. Früher waren wir ſo glücklich.“

Er ſah nachdenklich vor ſich hin.

„Ich hab' da viel über nachgedacht,“ ſprach er bedächtig, „es iſt wahr, ſie paſte nicht recht zu Dir und Vater. Aber lieb hab' ich ſie gehabt. Sehr lieb. Glücklich wär' ich am Ende nicht geworden mit ihr. Aber bin ich denn jetzt glücklich geworden? Ne! mal will ja jeder Menſch was Liebes gehabt haben in ſein' Leben. Verwinden kann ich das nie!“

Luiſe weinte immer fort.

„Peter, ich bin auch man immer jehr allein,“ ſprach ſie, „und hab' auch nie jemand lieber gehabt als Dich.“

Seine Gedanken aber waren noch bei Engel Anderſen.

„Sie iſt auch verkommen,“ ſagte er, mit dem Kopfe dazu nickend. „Geheirathet hat der Däne ſie, aber ein Eheſtand voll Hunger und Kummer iſt's geworden. Was der Mann iſt, der iſt auf und davon nach Amerika. Sie ſiſt da mit drei Köhnen und muß die allein durchbringen. Mit Nähen und ſo. Von mir will ſie nichts nehmen. Krog'sches Geld, ſchreibt ſie, ſei ihr nicht gegönnt ge-“

„Peter,“ rief Luiſe mit plötzlichen Entſchluß, „ich will ihr ſchreiben! Sie ſoll mir eins von ihren Kindern ſchicken, für die anderen will ich mit ſorgen. Nicht wahr, ſo'n kleine niedliche Deern, das iſt drolliger als 'n Jung'? Und das ſoll unſere Tochter ſein. Nicht? Und Du ziehſt zu mir. Es iſt ſo wie ſo 'ne Sünde, was leer ſieht im Haus, und fremde Miether, — dazu konnte ich mich nicht entſchließen!“

Luiſe ward ſehr froh und glücklich bei den eigenen Worten. Sie wußte es, nun mußte alles gut werden.

Peter Chriſtian ſchwieg lange. Dann ſagte er leiſe und auf plattdeuſch, wie auch ſein Vater geſprochen, wenn ihm die Seele bewegt war:

„Wien oll Wiſche! Ja, wenn Du ehr ſchriwſt!“

Das war alles. Aber es war genug. Es war das Einverſtändniß mit ihrem Vorſchlage, die Gewißheit, daß auch Engel ihn annehme, — es war der Friede!

„Peter!“ ſprach ſie ſchluchzend, „nachträglich kann man es gar nicht begreifen, wie alles ſo möglich geweſen iſt, wo wir uns doch eigentlich nie geſtritten haben.“

„Streiten iſt nicht ſchlimm,“ ſagte er, „aber wir haben ſo gemüchlich, bis all' das biſchen Frieden davon war.“

Sie drückte ſeine Hand. Er ſah aufmerkſam das Geſicht der Schweſter an.

„Jünger biſt du auch nicht geworden, Wiſche!“

Sie lächelte ergeben.

„Nu' zieh' Deinen Mantel aus und bleib' bei mir. Meine alte Borderten hat Karſpen für heute Abend beſorgt; weiſt Du, gerade wie zu Haus früher?“

Luiſe dachte jetzt endlich an Kathrin. Zweifellos war die längſt zu ihrem Entel gegangen, mit dem Schlüssel in der Taſche, ſodas Luiſe erſt jemand zu ihrer Tyrannin hätte hinſchicken müſſen. Um neun war das Mädchen aber ebenſo beſtimmt wieder zurück, und bis dahin wollte ſie denn auch ruhig bei Peter Chriſtian bleiben.

Sie zog den Mantel aus. Dann nahm ſie einen Stuhl und ſetzte ſich dicht neben ihren Bruder.

Lange guckten ſie in das Chriſtbaumchen. Sie dachten beide nicht viel. Es war ſo warm, ſo ſüß, ſo friedlich, ſo schön!

Die papierenen Engelſchar kreiste langſam ſchwebend oben um die Tannenbaum-Spitze. Zuweiſen kiffierte eines der Flämmchen.

Ordentlich andächtig konnte man von der feierlichen Stille werden. In dem lebhafteren Gemüthe Luiſens begann die Nüßrung nach einem Ausdruck zu ſuchen.

„Mutter hatte ein altes Gedichtbuch,“ ſagte ſie endlich leiſe.

„Da ſtand ein schöner Vers darin.“

Der Bruder forderte ſie nicht auf, ihn herzuſagen, allein er ſchien darauf zu warten. Da ſprach ſie ihn von ſelbſt:

„Die ſich früh verloren hatten, Sie fanden ſich im Abendſchatten Und gingen Hand in Hand zur Ruh.“

Peter Chriſtian dachte ziemlich lange darüber nach.

„Der iſt ganz schön; aus Verſen mach' ich mir ſonſt nichts,“ meinte er dann. „Bon zu Ruhe gehen iſt auch keine Rede. Das Leben fängt nu' noch mal von friſchen an. Denk' mal, Wiſche, wenn Engel uns ihre klein' nüdliche Deern ſchickt, — dann haben wir ander' Jahr ſo 'n paar Kinder-“

„Ein Hoffungs-lächeln ſpielte um ſeine Lippen.“

Sie drückte dem Bruder ſtill die Hand. Da ſagte er voll Verſichertheit:

„Wien oll Wiſche!“

Kachdruck verboten.

In Italien.

Reiſe-Skizze von Iſa von der Lütt.

Ich ſah von Berlin bis Lugern, bis wohin man bei der Sicherheit unſerer Verkehrs-Einrichtungen jetzt ſelbſt die jüngſten Mädchen ohne Garde-Dame reiſen laſſen kann, vergeblich auf etwas In-tereſſantes wartete, iſt eine traurige Thatſache. Die Ausſicht, die Menſchen und ihr Reden und Treiben, alles war — wie ſoll ich nur ſagen? — einſörmig, grau; ja grau!

Die unendlichen Tunnel am Gotthardt machten mich ſehr betrübt; der Rauch ſchwärzte mein, — ich muß es ſelber ſagen, — reiſendes Reiſekleid! O weh, ich hatte den kleinen Schulter-tragen, den ich eine Schattirung grünlicher als das grüngaue Kleid gewäſht hatte, mit wasserblauem Noire ſütterern laſſen! Erfreulich war nur der Wechſel der Vegetation. Bald

nach Luzern kam wieder Schnee bis über die Pashöhe von Göschenen. Dann war der Schnee geschwunden, aber noch keine Farbe des neuen Lebens zu sehen; rings nur Ebes Gestein. Doch es ergab sich oft eine unlagbar feine, edle Farben-Harmonie, die den raffiniertesten Kunstbetrieber entzückt hätte. Das stumpfe Braun des dünnen Eichenlaubes, das noch an den fahl-farbenen Stämmen hing, hob sich wunderbar ab von dem sanften, ruhig abgetönten Mattblau des Himmels.

Wie wird einem hier der Ernst des Nordländers, der leichte Sinn des Südens so klar! Dieser ahnt in seiner immer grünen Natur nichts von dem schwermüthigen Mahnen, wenn bei uns die Blätter fallen.

In Genua, wo ich wieder Halt machte, zog's mich vor allem an's Meer! — Da lag es groß, weit, mächtig, hinreichend schön! Unendlich stolz breitet sich von hier aus die terrassenförmig aufsteigende Stadt mit ihrer Befestigung über die Höhen. Ich ließ mich von Nolo Verchio hinausrudern und besuchte ein Stück Deutschland, eines unserer schmutzen Kriegsschiffe.

Sehr interessant war der Weg über die Genuaer Schiffs-werften, wo man einen vollen Blick in das Volksleben thun konnte. Kaum ein Drittel der zahlreich sich dort aufhaltenden Männer arbeitet und beschäftigt sich mit Ein- und Ausladen der Schiffe; der Rest liegt auf dem äußerst schmutzigen, am besten mit Gummi-Schuhen zu passirenden Boden, spielt um Kupfermünzen durch Aufwerfen, plaudert und schreit, oder blickt in das Meer hinaus und ruft, winkend mit Händen und Kopf, sowie man in Sicht kommt: una barca, signora?

Da ich mir vorgenommen habe, nicht im Fluge über Kunstschätze zu reden, so muß ich auch von Genuaer Lieblingen schweigen, dem Palazzo Doria, der halb den Gesetzen der Früh-Renaissance, halb der freien Phantasie seines genialen Erbauers zu folgen scheint, und uns vor allen Palästen Ober-Italiens mit seinen auf breiten Portiken in den Garten vortretenden Atlanten, seinen zu Säulenhallen geschlossenen Treppen, den spielenden Brunnen, den bezauberndsten Eindruck eines Palastes des frohen Südens macht, — muß endlich auch schweigen von St. Maria di Carignano und anderen Architektur-Perlen.

Abends fuhr ich nach St. Margherita hinaus, diesem reizvollen Punkte der Riviera, und da genos ich in vollen Zügen den vom Monde verklärten Zauber des Meeres, das in Genua seine ruhige Größe und hier seine stürmische Macht zeigte. Sie kamen heran, die weißen Nixen, die auf den tiefblauen Wellen schwimmen; näher, immer näher. Sie schwingen sich über die schimmernden Wasserberge, bald grazios tanzend, bald furchtbar wild; manadenhaft stürzen sie sich auf mich zu, mit wüthendem Lachen, bis der Strand sie erbarmungslos zurückwirft. Und immer wieder kommen neue, weit her von der unendlichen Ferne, wo Meer und Himmel sich berühren. —

Nun bin ich glücklich in Rom angelangt!

Am ersten Nachmittage wandelte ich langsam den schönsten Spaziergang der Welt, den Monte Janario hinauf, vorüber am Kloster St. Onofrio mit seinen Erinnerungen an Tasso's Tod, das durch die alten Bogengänge so schwermüthig auf die sonnenweiße Straße verabfolgt; und da liegt es vor mir, hell, üppig und großmächtig, das alte, das neue, das ewige Rom! — Leicht lassen sich die sieben Hügel unterscheiden und die dunkeln Cypressen, von denen sich die Säulen am Forum Romanum abheben; riesig, mächtig baut sich der Kolos der Engelsburg auf, die eine Welt an sich vorüber gehen sah, und dort drüben liegt erst und schwer die Pyramide des Cestius.

Überall sucht das Auge Gräber und Reste der Vergangenheit. Wer könnte sich dieses schwermüthigen Eindruckes erwehren, wenn er auf Rom hinunterfiehet? — Aber die Sonne, die goldene Sonne, lächelt jenen Ernst hinweg; sie leuchtet Leben, wie es da drunten in der Weltstadt herrscht, in deren lebendiges Wogen nur mehr wie ein Schatten die Vergangenheit tritt.

Die Sonne lächelt auf die hellen Häuser da unten, die mir mit ihren Lachen, nirgends vorspringenden Dächern viel luftiger erscheinen, als unsere, mit ihren großen Schattendächern.

Recht überrascht hat mich die wenig allgemeine Sonntagsfeier in Rom. Wie ich heute morgen, noch dazu an einem hohen Feiertage, zur großen Messe nach St. Peter ging, war ich geradezu verblüfft, daß alle die kleinen Victualien-Gewölbe im vollen Betriebe standen. Sie sind übrigens reizend; an Wänden und Decken ganz überzogen mit köstlichen Gemälden, Tomaten, Limonen, Orangen, während zwischen hinein die hellgelben, gleich einer hölzernen Widelpuppe geformten Ziegenkäse herabbaumeln. Lumpen- und Klebrichwagen betrieben unbekümmert ihre Berufstätigkeit, Fenster wurden gewaschen und Trattorien ausgekehrt, und in dem lebendigen Menschengetriebe, das in Roms Straßen lärmt, wo die vielen Zeitungsverkäufer und andere Händler ohrenzerreißend brüllen, durch das die Wagen ununterbrochen eilen, oder vielmehr rasen, zeigte sich auch nicht das Kleinste einer Feier, eines Erinnerens an den, in dessen Namen sich St. Peters hohe Kuppeln wölben.

Ich schritt am Pantheon vorüber, das auf seinen ehernen Granit-Säulen stolz und fremd auf das Getriebe in und um sich schaute. — Schnell hatte das phantasiegeschäftige Auge die Pracht der Vergangenheit gefaßt: die drei Schiffe der Vorhalle mit reichgeschmücktem Tonnengewölbe, gestützt von herrlichen Säulen-Capitellen, — es hatte die Nischen und Altäre belebt mit den gestohlenen Göttergestalten, auf welche die ungebrochene Strahlenfülle des Oberlichtes hereinbricht, dessen einheitliche Wirkung die mächtige Größe dieses Rundbaues erfüllt und entfällt.

Auch in der Peterskirche möchte es dem Nordländer schwer gelingen, zu einer in sich gefehrten Erhebung zu gelangen. Ueber ihre Schönheit zu sprechen, wäre ja unfruchtbar, aber den Eindruck eines idealen Gotteshauses macht sie nicht auf den Verehrer der Gothik, deren unaufhaltsames Aufwärtstreben uns unbegriffene Erhabenheit ahnen läßt. Hier ist kein Ahnen, vielmehr ein freudiges Bewußtwerden machtvoller Pracht; ein wonniges Dahinschweben in architektonischer Harmonie, das heiteren Lebensmuth, froh staunendes Bewundern erbahener Erdenische verleiht.

Allmählig füllte sich das gewaltige Schiff, das so vollendet in seinen Verhältnissen wirkt, daß man auch allein sich nicht verloren in ihm fühlen würde, mit Tausenden, und ein Cardinal begann die Cereemonie. Rechts und links vom Hochaltare saßen, je in drei Reihen, die Cardinale, Bischöfe und andere geistliche Würden-träger, in schimmernden violetten Gewändern. Die ersten mit ganz weißen Hermelinkragen, die anderen mit grauen, bis zur Hüfte reichenden Pelzkragen, deren Rücken eine doppelt so lange Spitze bildete, die bis zum Halse hinaufgeschlagen und um diesen mit einem rothen Bande befestigt war, sodas das tief-rothe Seidenfutter der Spitze auf dem Rücken des Pelz-

kragens lag. In der Mitte saßen die niederen Geistlichen, in schwarzvioletter Kleidung und einer Art weißen Jade aus dünnem Stoffe, die mit, wohl einem halben Meter breiten Spitzen besetzt war. Im Halbkreis um diese imposante Menge Geistlicher stand eine Anzahl Herren mit Degen und hellblauen, reich gezierter Fräcken und Anichosen, vermuthlich die Kammerherren des Papstes. Ueber einem Seitenaltare, hinter goldenem Gitter, wurde die Messe gesungen, bei reicher Instrumental-Begleitung auf einer verhältnismäßig nur kleinen Orgel, die auch zu anderen Altären gerollt werden kann.

Die Musik war, ihrem Stile nach, eine moderne italienische Composition, deren leichter Charakter den an alter, tiefer Kirchenmusik geschulten Sinn von uns Deutschen nicht erbaulich anmuthet.

Inzwischen wandelten die Schaulustigen unter den, alle Farbenpracht aufweisenden Marmorfüßen, wie in einer Festhalle. Seltener sah man ein Haupt, vom italienischen Spitzenschleier umschattet, über das Gebetbuch gebeugt, viel öfter wanderte der Blick auf die gepugte Menge, die heute wohl alle Nationen in sich schloß.

Aber die Sonne, die in breiten Strömen ihr Licht von oben durch die Laterna spendete, lächelte dazu und zeigte die be-rückende Pracht der weißen, goldgeschmückten, mächtigen Tonnengewölbe, die dieses bunte Gewühl überspannten; und durch den Kiesenraum zogen die reinen Klänge des Gloria und schlangen sich auf zur herrlichen Kuppel von St. Peters wunderbarem Dom!

Nachdruck verboten.

Die altägyptische Frau.

Studie von Theodor Harten.

Ahrend im republikanischen Rom die Frau sich schon ganz früh einer durchaus freien und ehren-vollen Stellung erfreute, — geistige Ausbildung und strenge Heilighaltung der Ehe sicherten sie in erster Linie, — herrschten in Athen annähernd die Ansichten der heutigen Orientalen in diesem Punkte. Der Ehe ward dort kein besonders hoher moralischer Werth beigemessen, die Frau sah sich vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, und mit ihrer persönlichen Freiheit stand es dem entsprechend ungünstig.

Das es bei den alten Aegyptern anders war, beweist allein schon der Umstand, daß wir bei ihnen bereits im sogenannten Alten Reiche (bis etwa 2300 v. Chr.) eine regierende Fürstin sehen, gar nicht zu reden von der späteren Königin Hatschepsut (gegen 1500 v. Chr.), deren stark ausgeprägte Individualität nur auf einem Boden erwachsen konnte, wo die rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau das sociale Selbstbewußtsein der letzteren zur vollen Entwicklung bringt. Dies aber war, ganz im Gegensatz zu anderen Cultur-Staaten des Morgenlandes, in Aegypten schon sehr früh der Fall.

Der Frau stand dort nicht nur die Verwaltung und will-kürliche Verwendung ihres Vermögens, sowie die Ausübung der Vormundschaft zu, sondern sie war, anstatt des Mannes, das eigentlich bestimmende Element in den Geschlechts-Registern der Familie, sodas der Name der Kinder nach der Mutter, und nur ausnahmsweise auch nach dem Vater angegeben wurde. Dem entsprechend findet sich in den Gräbern sehr häufig die Mutter des Verstorbenen neben dessen Gattin dargestellt, wäh-rend der Vater unerwähnt bleibt. So fiel auch der Mutter eines regierenden Königs eine weit hervorragende Rolle zu, als dessen Vater. Dieser Umstand wird zum Theil aus den uns etwas befremdenden ägyptischen Erbfolge-Gesetzen erklärt, nach denen der Sohn der ältesten Tochter größere Rechte besitzt, als deren Bruder. Besonders in fürstlichen Familien standen solche Erbthöchter begreiflicher Weise im höchsten Ansehen.

Während in den unteren und mittleren Volksschichten der Mann nur eine Frau hatte, die ihm im besten Sinne des Wortes eine Lebensgefährtin war, ist es nicht zu leugnen, daß es in reichen und vornehmen Haushaltungen, besonders aber am Hofe der Pharaonen, anders gehalten wurde. Doch blieb die legitime Gattin des Familien-Hauptes, in Wahrheit die Herrin des Hauses, seine geliebte Frau am Plage seines Herzens, und das Verhältniß der Ehegatten wird denn auch, dem entsprechend, als ein recht inniges geschildert. Nicht nur steht die vornehme Frau dem gesammten Hausstande vor, inspicirt, neben dem Manne, die zahlreiche Dienerschaft bei den sehr mannig-fachen Arbeiten, und läßt sich von allem eingehend Rechenschaft ablegen, sondern sie begleitet ihren Gatten auch häufig auf seinen Jagd-Touren, die in zierlichen Schiffsnachen, oder Papyrus-Boten, am Stromufer entlang gemacht wurden, oder, erfolg-reicher noch, in die wildreichen Sumpf-Districte des Delta, wo zumal das Vogelstellen reiche Beute lieferte.

Aber auch im Garten, dem irdischen Paradiese des Aegypters, wird uns die Familie in glücklicher Abgeschlossenheit vom weltlichen Treiben gezeigt, und überall tritt bei solchen in-timeren Scenen das herzliche Verhältniß der Eltern zu ihren Kindern hervor.

Daß man der Frau, — die auch außerhalb des Hauses un-verschleiert ging, ungezwungen mit Fremden verkehrte und sich ihren geistigen Gesichtskreis gebührend erweiterte, — mit Hochachtung begegnete und den nöthigen Schutz gewährte, be-kunden u. a. die schönen Worte eines Decrets Ramesses' III.: „... Ich ließ das ganze Land mit blühenden Bäumen be-pflanzen, in deren Schatten die Bewohner saßen. Ich gab, daß die Aegypterin ihren Fuß setzen konnte, wohin sie wollte, ohne daß ihr jemand den Weg vertreiben hätte.“

Den Frauen höherer Stände fehlte es, zahlreichen Ueber-lieferungen in Bild und Wort zufolge, nicht an Abwechslung im gesellschaftlichen Leben. Wir sehen sie tanzen, musizieren, Toilette machen, sich mit allerlei Spielen belustigen, oder auch versammelt zu festlichen Gelagen, bei welcher Gelegenheit sie, sorgsam gepugt und mit Blumen geschmückt, in langen Reihen neben einander sitzen und sich auf's lebhafteste unter-halten. — Zierliche Dienerrinnen, oder auch junge Diener, brin-gen Braten, Brod und Kuchen, süßen Wein und ausersesene Früchte herbei, reichen Lotos-Blüthen und Wohlgerüche umher, oder erheben ihre Gebieterinnen durch Musik und Tanz.

Daß das Boudoir vornehmer Damen, besonders in späterer Zeit, mit kostbaren Toilette- und Luxus-Gegenständen versehen war, ist zweifellos erwiesen. Auch an den verschiedensten

Schönheitsmitteln fehlte es nicht, und neben theueren Stoffen und Schmuckstücken spielten eine Menge vielsagender Kleinigkeiten, wie künstlerisch schöne Parfüm-Schalen, Salben- und Schminke-Kästchen, eine große Rolle in den Gemächern jener verwöhnten Damen.

Wie anders dagegen war das Leben der Frau aus dem Volke, die, der Landesstite zufolge, meist schon im zwölften Lebensjahre verheirathet wurde! — Auch sie stand zwar geachtet und frei als die Herrin in ihrem bescheidenen Heime da; sie war die Seele des Hauses, aber von Arbeit überbürdet und vom frühesten Morgen an in rastloser Thätigkeit. Sie ließ es sich sauer werden beim mühsamen Wasserholen, Getreidemahlen, Brodbaden und Kochen, beim Waschen und Bleichen, Spinnen, Weben und Nähen. Sogar das Formen und Trocknen des aus Dünger bereiteten Brenn-Materials lag ihr ob, und meistens noch die Beforgung eines zahlreichen Viehstandes, sowie das Feilbieten ihrer Haushalts-Producte auf dem Markte. Dies alles erforderte neben Pflichtgefühl und Arbeitslust viel praktischen Sinn, — dieser aber zeichnete von jeher die Aegypter in hohem Maße aus.

Die meist sehr zahlreichen Kinder konnten selbstverständlich nicht viel Zeit beanspruchen; der Natur selber ward zum grö-ßeren Theile die Sorge für ihr Aufkommen überlassen, und so geschah es, daß die schwächlichen unter ihnen früh unterlagen, daß aber die widerstandsfähigen sich um so schöner und stärker entwickelten, sodas, wie dies noch Herodot ausdrücklich hervor-hebt, das ägyptische Volk ein Bild kräftiger Gesundheit bot.

Aber an allwaltender Mutterliebe, die selbst unter den schwierigsten Verhältnissen ihr Möglichstes that, fehlte es den-noch nicht, und wie dankbar sie anerkannt wurde, zeigt unter vielen andern Beispielen die Mahnung des Chonjhotep an seinen Sohn Ani: „Gott hat sie (die Mutter) Dir gegeben! Sie hat eine schwere Bürde an Dir getragen, und als endlich die Zeit um war, und Du geboren wurdest, hat sie sich zu Deinem Sklaven gemacht die drei Jahre, da sie Dich an ihrer Brust hatte! Und groß wie ihre Last mit Dir auch war, ihrem Her-zen ist sie niemals zu groß geworden, daß sie gesagt hätte: „Warum muß ich das mir aufbürden?“ — Und als Du dann in die Schule gethan wurdest, kam sie täglich zu Deinem Lehrer mit Speise und Trank aus ihrem Hause. — So habe denn immer vor Augen, was alles sie für Dich gethan hat, damit sie nicht ihre Hände zu Gott erhebe, denn er würde ihren Fluch erhören!“

Die Tracht der Frauen war bis etwa zur Zeit der Königin Hatschepsut äußerst einfach und in ihren Grundzügen für alle Stände dieselbe: ein faltenloses, eng anschließendes Gewand, das auf den Schultern durch Tragbänder fest gehalten wurde, bis zu den Knöcheln hinabreichte und als einzigen Zierratth etwa einen gestickten Saum oder eine andersfarbige Borde auf-wies. — Als nun aber Aegypten im 16. Jahrhundert v. Chr. begann, die erste Weltmacht zu werden, vollzog sich auf allen Gebieten seines Volkslebens ein ungeheurer Umschwung, und auch die patriarchalische einfache Tracht der Männer und Frauen gestaltete sich dann mannigfacher. Zu dem engen Kleide, das die rechte Schulter nebst Arm frei ließ, kam zunächst ein weiter, auf der Brust zusammengeknötelter Mantel aus halb durchsich-tigem feinsten Linnen, und später vervollständigte man das altgewohnte, ebenfalls halb durchsichtige Gewand durch ein undurchsichtiges Unterkleid. Bon jetzt an trat auch der Unter-schied zwischen der Tracht der Dienerrin und ihrer Herrin schärfer hervor.

Allerlei phantasiereiche Verzierungen wurden nun, wenn vielleicht auch nicht allgemein, von besonders erfunderischen Damen eingeführt, und neben dem farbig gestickten Saume zeigten sich Franzen, feine Plisse-Falten, ja selbst Perlenbesätze.

Auch die bis dahin recht einförmige Haartracht erfuhr vortheilhafte Veränderungen, denn der stärker erwachende Schön-heitsfönn der Frauen begann sich zu sträuben gegen die un-kleidsame Steifheit der schwer über die Schultern nach vorn fallenden, zudem meist künstlichen Haarmassen. Locken und Lockchen, Stirnfransen, kunstvolle Flechten oder zahllose Sträh-nen, stattdie Perrücken, daneben kurz abstehendes, oder lang und zwanglos die Schultern umwallendes natürliches Haar, alles war nunmehr modern, und natürlich fehlte es auch nicht an Blumenschmuck, an Diademem, Nadeln, Kämmen und dergleichen Zierrat.

Das Färben der Finger- und Fußnägel mit Hennech, so-wie das allerdings maßvoll betriebene Tätowiren ist bei den Bewohnerinnen Aegyptens noch bis zum heutigen Tage Sitte geblieben.

Ueber die Art der Eheschließungs-Ceremonie, die zweifellos stattgefunden hat, ist auffallender Weise noch nichts in den Texten gefunden worden. Dagegen tritt in späterer Zeit die merkwürdige Institution des Probejahres in der Ehe auf, welche letztere nach Zahlung der vorher festgesetzten (Straf-) Summe nach Ablauf des Termins rückgängig wurde. — Wie wichtig überhaupt das durch kirchliche und bürgerliche Gesetze gebotene Ehebündniß den Aegyptern erschien, spiegelt sich deut-lich in erhaltenen Weisheitsprüchen jener fernen Tage wieder: „Wenn Du weise bist,“ heißt es da, „so sorge für Dein Haus, liebe Deine Frau, nähre, kleide und schmücke sie, denn das ist die Lust ihrer Glieder. . . . Erstreue sie, solange Du lebst, denn sie ist ein Gut, das seines Besitzers würdig sein soll. Sei kein Tyrann. Freundliches Wesen erreicht mehr als rohe Ge-walt, denn das ist ein Sturmwind, der sie aus Deinem Hause entfernt. — Gern mag sie dann wohnen in Deinem Hause und mit Lust und Liebe darin arbeiten.“

„Die gute Ordnung und Leitung des Hausstandes hängt ab von der Geduld und Einsicht des Mannes,“ sagt ein anderer Weiser, und schließlich haben wir das Zeugniß mehrerer alter Ehe-Praktiker, welche bekunden, daß die Eheschließung der wich-tigste Akt ihres Lebens gewesen sei, da sie durch diese erst zum „vollständigen Menschen“ geworden wären.

Die folgende Warnung: „Güte Dich vor dem fremden Weibe, die man nicht kennt in der Stadt. Siehe sie nicht an und habe nichts mit ihr zu thun! Denn sie gleicht dem Strudel eines tiefen Wassers, dessen Drehen man nicht kennt, x.“ be-lehrt uns andererseits über die Vorsicht, welche jungen Heiraths-Candidaten bei der Wahl ihrer Hausherrin, die man am liebsten dem engsten Verwandtenkreise entnahm, anempfohlen wurde.

Sehr charakteristisch für die Innigkeit des ehelichen Lebens der Aegypter ist die Klage eines erkrankten Witwers, dem der Geist seiner verstorbenen Frau Anker's keine Ruhe ließ. Er schrieb daher an ihren weißen Geist einen beschwörenden Brief, der im Grabe der Todten an einer diese darstellenden

Nachdruck verboten.

Die Sprache der Hand.

Flauderei von Marie Schramm-Macdonald.



ein, nein, es ist wirklich so, wie ich Ihnen sage," fuhr die junge Frau fort, "der Händedruck meines Mannes hat mich zuerst für ihn eingenommen. Ich war damals, als er mir vorgestellt wurde, so unsäglich elend! Das Leid, das ich in meiner letzten Stellung in dem fürchterlichen polnischen Grafenhaus zu erdulden hatte, der ewige Seelenkummer, durch den mir fast jeder Mutstropfen aus meinem Körper gezogen worden war, mochten wohl auf meinen schmalen, blassen Wangen geschrieben stehen. Nichts anderes, nicht ein einziges gesprochenes Wort hat ihm verrathen, daß ein Menschenkind vor ihm stand, das durch die bittere Schule der Schmerzen gegangen. Aber große Seelen haben oft das geistige zweite Gesicht; sie schauen die Vergangenheit und die Zukunft, wo diese für andere Leute in undurchdringliche Schleier gehüllt sind; sie fühlen das schmerzliche Zucken eines gequälten Herzens, wo Täuende ahnungslos vorübergehen; sie fühlen, daß eine Lebenshoffnung qualvoll mit dem Tode ringt, und sie haben auch gleich ein Ellixir bei der Hand, das seiner Seelentat allein zu bereiten versteht: ein warmes Wort oder, wo dies nicht gesprochen werden kann, einen warmen, berebten Händedruck. Als Heinrich meine Hand umschloß, so ehrerbietig und doch so innig, so zart und doch so fest, da wußte ich's, wie durch eine Offenbarung, daß der Mann da vor mir ein reiner, guter und charaktervoller Mensch sei."

"Gewiß, liebe Julie," bemerkte ich, "ist das Hand-Drafel, wie Sie es schildern, nicht zu verachten; seine Existenz ist nicht wegzuleugnen, seine Bedeutung auch in meinen Augen zweifellos. Das Hand-Drafel leitet niemals auf Irrwege, wie weiland das aus dem Munde der von Wehrauchdämpfen umnebelten Pythia, — es redet eine stumme Sprache, die für den Kundigen nur eine Deutung zuläßt. Ich erinnere mich sehr genau, wie es mich durchschauerte, als die kalten, glatten Finger einer berühmten Frau zum ersten Male sich in meine Hand legten. In der That, nur die Finger, — die übrige Hand befehligte sich einer kühlen, vornehmen Zurückhaltung, und auch die Finger zuckten, kaum daß sie meine Handfläche noch berührt hatten, bereits ängstlich zurück, als hätten sie des Guten schon allzuviel gethan."

"D, ein solches Handgeben kenne ich," sagte Julie bitter; "wir Erzieherinnen müssen es oft hinnehmen von Müttern, die uns doch genug Vertrauen schenken, um das Wohl ihrer Kinder in dieselbe Hand zu legen, die sie eines herzlichen Druckes nicht für würdig ansehen. Wenn diese Frauen wüßten, wie sich einem das Herz zusammenkrampft bei solchem Händedruck; wenn sie ahnten, welche kalte, hochmüthige, verlebende Sprache ihre Hand redet, ich glaube, manch' eine würde sich trotz allem bestimnen, ein so deutliches Programm dessen, was man von ihr zu erwarten hat, gleich in der ersten Stunde des Besamenseins auszugeben!"

"Nun, eine Warnung bei Zeiten, ein Wegweiser zur Vorsicht ist aber auch nicht zu verachten," entgegnete ich. "Freilich giebt es Naturen, die nur zu leicht in den Fehler verfallen, alles vom Standpunkte ihres eigenen Wesens aus zu beurtheilen, und da giebt es oft schiefe, irreführende Schlüsse. Mir, dem warmherzigen jungen Dinge, war die frostige Form, in der jene kühl berechnende, berühmte Frau mir gegenübertrat, derartig unverständlich, daß ich irgend einen rein zufälligen Grund dafür suchte. Nimmer wäre mir damals der Gedanke gekommen, daß die Art, wie sie die Hand reichte, ein unbeabsichtigter Wink für mich war, durch den mir gesagt wurde: 'Sieh Dich vor! Spare Deine Wärme! Jügle Deinen Enthusiasmus! Verschwende nicht Deine ehrliche Neigung!' Ich hatte einmal gelesen, daß kühle, glatte Finger Menschen zu eigen wären, die imstande seien, jemand gleich nach dem ersten von ihm empfangenen Eindrucke richtig zu beurtheilen, sodah bei ihnen die Inspiration die kluge Berechnung ersetze. Ueberdies sollten solche Finger auf Takt, Anschauungskraft und Auffassungsgabe schließen lassen. Das alles fiel mir ein, als das Ideal, das ich in jener Frau gesehen, zertrümmert am Boden lag, so sehr ich mich auch bemüht hatte, die mich tief schmerzende Zerstörung aufzuhalten. Die kluge Frau hatte nicht nach dem ersten Eindrucke richtig geurtheilt; wozu sonst vorsichtige Zurückhaltung, wo ihr ein junges, reines Herz sich juneigte, bereit, auf's herzlichste zu lieben, weil es die Berechnung, die es bereitwillig sollte, von der Liebe für untrennbar hielt? Sie besah nichts von Inspiration, wohl aber kluge Berechnung. Sie verfügte nicht über den Takt, den Güte des Herzens lehrt; sie brachte es über sich, mißtrauisch zu sein und frostig zu verlegen, wo ihr nichts als immer gleiche Güte und verjöhnliche Nachsicht entgegengetragen wurde. Vielleicht hat die Arme schlimme Erfahrungen an den Menschen gemacht, und ihr Charakter ist eine Folge davon. Ich beklage sie, die einsame Frau! Wer nicht zu lieben versteht, wer Liebe nicht zu schätzen weiß, ist einsam, und sei er auch von Tausenden umgeben. Oft habe ich mir's, nachdem ich es aufgegeben hatte, die Harmonie im Verkehr mit ihr zu erkämpfen, gesagt: Das Drafel der Fingerbildung hat gelogen; die Sprache der Hand, jener kalte Druck, das Zurückweichen der Finger, auf die ich so gern meine warmen Lippen gedrückt hätte, aber nicht!"

"Ein zu freundlicher Händedruck kann übrigens, statt Vertrauen, geradezu Schrecken und Furcht einflößen," bemerkte Julie sinnend. "Ich meine nicht einen solchen, der durch seine tölpelhafte Kraftäußerung unliebsam übertrifft und uns einen kleinen Schmerzschrei auspreßt. O nein, diese Handsprache weiß wenigstens nichts von Diplomatie, sie ist nicht da, um die Gedanken zu verbergen. Vielmehr denke ich an jenen langsam, immer fester werdenden Händedruck, der uns den Gedanken an einen Schraubstock erweckt. Ich bin einmal in einen solchen Schraubstock gespannt worden, wochenlang hinter einander, jedesmal bei der morgendlichen Begrüßung, die mir, im schlimmen Sinne, ein Doctor der Philologie angedeihen ließ. Er unterrichtete die Brüder meiner Jüglinge und war mein Hausgenosse. Ich hatte das Schicksal, ihm gleich durch mein erstes Erscheinen zur Begründung von Schiller's Dichtervort: 'Die Liebe ist ein heil'ger Götterstrahl' dienen zu müssen. Mir wurde die feine zum Vammtraß, den das Fatum graum auf mich geschleudert. Ich befand mich nicht allein täglich im Schraubstock seiner Hand, sondern auch in einer wahren Folterkammer, in welcher Augender-

Statuette befestigt wurde, damit Andere von dem Inhalte Kenntniß nehmen und demgemäß handeln möchte. Der Kranke hält ihr vor, wie sehr er sie geliebt und verehrt und mit guten Gaben überhäuft habe. Niemand wäre ihr durch ihn Kummer bereitet, und selbst die ihm unterstellten Offiziere und Truppen hätten ihr Huldigungen erweisen müssen. Als Du dann krank geworden," fährt er fort, "bin ich beim Ober- arzte gewesen, und er hat Dir Deine Medicamente gemacht, und alles gethan, was Du wolltest. Als ich dann mit dem Könige nach dem Süden reiste, waren meine Gedanken stets bei Dir, und ich verbrachte die acht Monate, ohne essen und trinken zu mögen." — Kurz nach seiner Rückkehr nach Memphis scheint Andere das Zeitliche geegnet zu haben. Auch dann wieder bekundete der Hinterbliebene seine Liebe zu ihr auf jede nur mögliche Weise; ja, er trauerte volle drei Jahre, vernachlässigte sich und sein Haus in seinem Jammer um die ihm Ent- rissene, und fragt nun, begreiflich genug, was eigentlich er noch mehr hätte thun können, um seiner Gattin Herz zufrieden zu stellen?

Ob die gerechtfertigte Mahnung den erwünschten Erfolg gehabt hat, bleibt leider dahingestellt.

Daß es keineswegs an romantischem Liebesleben fehlt, be- zeugen mehrere Reife der Literatur jener Zeit. Sie schildern uns in blühender und zum Theil selbst glühender Sprache die Sehnsucht der Liebenden nach einander und die Seligkeit des endlichen Wiedersehens. Blumen und Vögel, der Wind, ja die Bäume selbst spielen als Liebesboten in diesen Versen eine Rolle, und der Schauplatz der Liebes-Szenen ist meistens der Garten, dessen schattige Bosquets und üppige Blütenpracht, dessen köstliche Früchte und hochragende Palmen, am kühlen, traulich plätschernden Wasser, in dem waldlosen, sonnendurch- glühten Lande den Jubelgriff alles Schönen bildete. Auch machte die Natur selber sich dort zum Vertrauten der Lieben- den. So ladet "die kleine Sykomore, die sie mit eigener Hand gepflanzt," das Mädchen und ihren Geliebten zum Verweilen in ihrem Schatten ein, ... denn ich bin ja verschwiegeneu Sinnes und sage nicht, was ich sehe, und plaudere nicht."

"Meiner Mutter, der ich täglich reiche Beute brachte," klagt eine Vogelfiellerin, werde ich sagen: "Ich will meine Falken nicht mehr aufstellen, denn Deine Liebe hält mich selber gefangen! Schwärme von Vögeln kreuzen über den Fluß, aber ich achte ihrer nicht, ich denke nur an meine Liebe, denn mein Herz gehört dem Deinen an!" — "Es ist Dein Lebensathem, der allein meinem Herzen Leben giebt, denn bist Du nicht Leben und Gesundheit?" heißt es dann wieder. Und ferner: "Die Liebe meines Auserwählten habe ich mir zum einzigen Gut erkoren!"

In einem besonders poetischen Gedichte beginnt jede Strophe mit einem Blumenamen, mit welchem dann der nachfolgende Gedanke auf Grund einer Art von Blumenprache symbolisch verbunden ist, sodah sich uns gleichsam ein duftender Kranz von Liebesblüthen darbietet. "Es ist ein berauschender Trank für mich (und vielleicht fügte die holde Kranzbinderin bei diesen Worten ihrem Gewinde eine Weinrebe an), Deine Stimme zu vernehmen, und ich liebe davon, Dich zu hören!" — "Dich sehen und immer wieder sehen, ist mir erpriehtlicher als Speise und Trank!" klingt das sinnige Lied aus!

Ein Jüngling, den Liebesgram krank gemacht, möchte ge- heilt werden "durch sie, welche die Kräfte zu Schanden machen wird, — denn sie kennt ja meine Krankheit!" Aber die Ersehnte kommt nicht, und in seinem Schmerze ruft er aus: "Ach, daß ich ihr Thürhüter wäre, — so hörte ich doch ihre Stimme!"

Auch in vielen weiblichen Rufnamen spiegeln sich zärtliche Liebe und dankbare Verehrung für das weibliche Geschlecht in sehr poetischer Weise wieder; so z. B. in den Namen: die Süße, Schöne, viel Geliebte, die Einzige, Willkommenne, Er- wünschte, Herzige, die Strahlende, Wundervolle, Edle, der Stern, der Jeshyr, die Lilie, Lotos-Blume, schöne Sykomore, — die Palme der Anmuth und Liebe, die Herrin des Liebreizes, Gedanken schön, Goldauge, Schöngold, Edelstein, mein Reich- thum, meine Hoffnung!

Namen wie die vorstehenden, so häufig angewendeten, er- regen in uns die freundliche Meinung, daß bei den alten Aegyptern die Geburt eines Mädchens kaum jemals eine Ent- täuschung oder Verstimmung hervorgerufen habe. Benen- nungen wie: "Sein Name lebt durch sie; Mein Himmel bleibt bestehen; Eine Herrliche kam an; Meine Liebe zu ihr wachse; Ihr Kommen war ein Fest; Sie lebe für uns; Unser Wirten sei für sie; Sie ist die Willkommenne; Sie ward uns geschenkt, — bestätigen noch die überaus wohlthunenden Eindrucke."

Zum Schlusse sei hier erwähnt, daß der Frau auch das Priesteramt in gewisser Weise zugänglich war. Schon ganz früh im Alterthume kommen Prophetinnen, d. h. Priesterinnen, vor, doch widmeten sich diese, ohne dem weltlichen Leben deshalb zu entsagen, vorzugsweise dem Dienste der Göttinnen Keit und Hathor; auch spielten sie bei der Aufführung der Osiris- Mythen eine bedeutame Rolle. — Aus den eigentlichen Priester-Collegien trat nun zwar im Laufe der Zeit das Laien- Element gänzlich aus, doch wurde ihm, und damit auch der Frau, in den mehr äußerlichen Formen des Cultes ein um so größerer Platz eingeräumt. Es gehörte förmlich zum guten Tone für eine Dame, diesem oder jenem Tempel, in irgend welcher, im Grunde genommen, nur fingierten Eigenschaft anzu- gehören, und es wurde bei diesen Dienstleistungen auch eine gewisse Rangordnung innegehalten.

Außer den wirklichen Dienerinnen und den sehr zahlreichen Sängerinnen und Musikantinnen der Tempel, die sich aus verheirateten oder ledigen Frauen aller Stände zusammen- setzten, sehen wir in späterer Zeit noch die ihnen überstellten sogenannten Gottesweiber, meistens Königinnen oder doch sehr vornehme Damen, die dann, in der Idee des Volkes, dem gesammten mythischen Tempel-Haushalte des Gottes als dessen große Gemahlin vorstanden, und zuweilen als solche noch Jahrhunderte nach ihrem Tode in höchster Verehrung gehalten wurden. Ihre Amtsverrichtung war kaum nennenswerth und bestand wohl nur im Anschlagen des Sistrum, des heiligen Instrumentes, gelegentlich großer religiöser Ceremonien. Trotz- dem war der Name Gottesweib dem Titel Königin an Ansehen noch überlegen. Auch hatte eine solche Dame über ein eigenes großes Vermögen zu verfügen, dessen Verwalter einen hohen geistlichen Rang bekleidete. Von einer dieser priesterlichen Frauen rühmt eine Inschrift wie folgt: "Sie war reich begnabet, anmuthig, schön und liebenswürdig, — hochgeehrt bei ihren Bekannten, von jugendlicher Erscheinung, von süßer Rede und erleuchtetem Geiste."

drehen, Senfzer, spitze oder überfüße Worte die wirksamsten Warter-Instrumente für mich bildeten. Langsam, aber sicher wollte er mich zum Geständniß einer Neigung bringen, die doch nun einmal nicht vorhanden war. Da ich Verstopfte den Mund nicht aufthat, umstrickte er mich schließlich noch mit einem Rege von Intriguen. Aber ich geriff das Reg; meine Energie war stärker als sein brutaler Eigenwille, der sich mir schon durch den Druck seiner kurzgefingerten Hand hätte verrathen sollen."

"Ein fester Händedruck," ergriff ich wieder das Wort, "läßt entschieden auf Charakter schließen, sei es nun in gutem oder in bösem Sinne. Ich befand mich einmal in einer Lebens- lage, wo mir der verständige Rath eines geschäftskundigen Mannes von hohem Werthe sein mußte. Der Zufall machte mich mit einem älteren Herrn bekannt, der gerade dort Orts- und Personenkenntniß besaß, wo ich mich eines schwer zu verkaufenden Grundstücks entäußern wollte. Er erklärte sich bereit, mir zu dienen; er versprach mit Eifer, darauf hinzu- wirken, daß ich bald einen passenden Käufer für mein Haus fände. Zur Bekräftigung seiner Rede legte er langsam den Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand, — fleischige, weiche, willenlose Finger waren es, — in meine zum Dank ausge- streckte Rechte. Ich erschrak, wie vor einem bösen Dmen; und ich sollte mich auch nicht täuschen. Infolge des Mangels an Thatkraft sind mir durch den Mann empfindliche Verluste ver- ursacht worden. Ich war gewarnt worden: Seine Hand hatte geredet; warum hatte ich ihre Sprache nicht beachtet, obwohl ich sie doch verstanden?"

"Ich glaube, daß wir diese Sprache," meinte die junge Frau, "um so besser verstehen und beachten lernen, je älter, je reicher an Erfahrung wir werden. Jeder hat wohl seine Studien-Zeit in dieser besonderen Linguistik durchzumachen, nicht jeder freilich dürfte nach einem Examen darin das Reifegeug- niß erringen können. Manche Leute sind nun einmal nicht klug zu machen, und ein bißchen Talent gehört auch dazu, wie zu so viel anderem; Talent, vielleicht auch ein gewisser Instinct. Ich wußte als Schulkind genau, warum eine meiner Freun- dinnen, die nachmals eine vielbewunderte, aber recht launenhafte Schönheit ward, mit mir 'tätschte', ob auch ihre Lippen lächel- ten, besäßen, mir das Innere der Seele zu verbergen. Die weichgepolsterten, schon damals auf materielle Neigungen deutenden Hände unseres Schul-Koboldes waren aber offener, als dieser ahnte. Diese runde, 'gemüthliche' Hand mit den tiefen Grübchen erschien nicht geeignet, einen auf Irrwege zu führen; denn Grete legte sie ebenso oft aus Trägheit, wie in Folge des innerlichen 'Tätschens', nur höchst nachlässig in die meine. Allein ich besah doch ein Unterscheidungs-Zeichen: die Tempe- ratur ihrer Hand! Glühte diese, dann konnte man unbedingt auf zornige Erregtheit schließen; war sie kühl, so mochte Grete, wohl nur aus Faulheit und nicht in Folge innerlicher Kühlung, mir ihre weichen Finger so beleidigend passiv darbieten."

Ah, und wie genau schloß ich abends aus dem Händedruck der Mutter — Küsse waren bei uns selten —, ob ich ein ganz braves, ein nur ziemlich braves, oder gar nur ein sehr mäßig braves Kind den Tag über gewesen. Der Händedruck erteilte mir meine Censur. Das Furchtbare war, wenn die Sprache der Mutterhand vollkommen verstummte. Da wurde gewiß das Kopfstücken von Thränen der Reue naß, ehe der Schlummergott mitleidvoll sein Mohnbüschel auf meinen lockigen Kopf herab- senkte. Einmal, nur ein einziges Mal hat des Vaters Hand ihre kräftige Sprache zu meiner Wange geredet. Tausend Predigten hätten mir den Eigensinn nicht so erschüttern können. O, das hat seine Früchte getragen! Und welche Belohnung war es mir, als dieselbe Hand dann wieder auf meinem Haupte ruhte und ihren Segen sprach über den gebesserten Bildung! — Und welche ruhrende Sprache redet das Händ- chen eines Kindes! Dieses winzige Wunderwerk, wie weckt es in uns tausend Gedanken, die alle, meine ich, veredelnd wirken müssen. Als meines Sohnes kleine Finger zum ersten Male die meinen umspannten, so hilflos und doch so stark, da meinte ich, daß er sagen wollte: 'Sei Du mein, Mutter, und ich will dafür Dein sein; Gott gab Dich mir, Gott gab mich Dir, laß uns zusammenhalten allezeit!' Ich blickte hinaus in den Früh- ling, der meinen Liebling wach geküßt, ich empfand die ganze Lust der knospenden, jungen Natur und fühlte dabei noch weit größere Wärme in meiner Brust. Muß man in solchem Augenblicke nicht gut sein und besser werden? Sagen Sie mir, liebe Freundin, muß man es nicht?"

"Nicht jede Mutter versteht die Sprache, die ihres Säug- lings rosige Grübchenhand zu ihr redet, so wie Sie, Julie," sagte ich. "Aber wollte Gott, sie thäte es! Dann könnte das eigene Kind der getreue Eckart werden für manches irdene Herz, das mit Thorheiten ringt. Dann würde es mehr Mütter geben, die ihrer hohen Aufgabe so nachkommen, wie es ihnen ihre heilige Pflicht gebietet."

Nachdruck verboten.

Was der Weihnachtsmann gebracht hat.

Zu dem Bilde von E. Schaltegger. — Siehe Seite 192.

Man ist entschieden noch nicht in der Stimmung, die Schul- arbeiten wieder vorzunehmen! Das ist auch kaum von der sonst so fleißigen Lotte zu verlangen, denn die Schule beginnt noch nicht vor Donnerstag über acht Tagen, und heute ist erst der sogenannte dritte Feiertag! Aus Gewissenhaftigkeit hat sie indessen doch Lesebuch und Tafel zur Hand genommen. Aber was ist daraus geworden? Nichts als ein kleines verknülltes Kerlchen auf der Schiefertafel! Nun, ernste Arbeit kann man das gerade nicht nennen. Das hat Lotte auch eingesehen und zieht es vor, sich dem Schwesterchen Kennchen zu widmen, dem der Weihnachtsmann ungemein interessante Thiere vererbt hat. Mit diesen spielen die Kinder dann 'Thierbändiger' und 'Circus', und Lotte versällt dabei auf immer neue Ideen, die Kennchens höchsten Beifall erwecken. — Glückliche Kinder! Wer die Weih- nachtszeit doch noch so harmlos feiern könnte wie ihr! J. B.

Nachdruck verboten.

Amor's Festgruß.

Zu der Zeichnung von René Reinicke. — Siehe Seite 189.

Unter den Fest-Gratulanten will Amor, der Schall, dieses Mal auch nicht fehlen. Zweifellos hat er es auf unsere jungen Leserinnen gemünzt, denen die fröhliche Weihnachtszeit noch ein besonderes Glück beschert wird. Möge er es dann ferner für sie zu einem so guten Ende führen, wie es bei den jungen 'Farrversetzten von Schönborn' zum Schlusse unseres 'Wunderlandes' der Fall ge- wesen ist. R. S.



Was der Weihnachtsmann gebracht hat. — Siehe Seite 191.

Nach dem Bilde von E. Schaltegger.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, K.-G., München.

Nachdruck verboten.

Nach dem Feste.

Answachsen leider
 Thut's nicht die Kleider;
 Doch ist alles kaputt:
 Kleid, Mantel und Hut!
 Kaum Christtag vorbei,
 Braucht's schon vielerlei,
 Und bis nächste Weihnacht
 Gibl's nichts gemacht!
 Ja, man hat seine Plag'
 Mit dem Kind alle Tag,
 Und in Wintersonne hener,
 Wo die Kohlen so theuer!
 Weist, was ich thu?
 Ei, schau mir nur zu, —
 Ich hole mir fr,
 Das kostet ja nix,
 Aus Mama's flickensack
 Puppenlappen ein Pack;
 Dann bin ich der Schneider
 Und mache Dir Kleider!

H. v. W.

Redactions-Post.

Fragen.

In welchem Pariser Gefängnisse wurde der Vicomte de Beauharnais mit seiner Gemahlin, Frau Josephine, geborenen Tascher de la Pagerie, eingesperrt? War dies nicht ein ehemaliges Kloster?
 R. v. S., Wigo.

Im bei den Türken die Heirath zwischen Ver-
 schwägerten gestattet?
 Dr. H., Naden.

Antworten.

J. L., Kraln. — Das Tätowiren ist durch die jüngsten Fortschritte, welche die Elektrizität gemacht, schmerzlos geworden. Man benutzt dazu die elektrische Feder von Edison, indische Tinte und chinesisches Zinnblei.

Frau v. K., Weimar. — Allerdings wurde 1870 in gewissen Pariser Kreisen ganz ernsthaft erwogen, ob man nicht Frauen-Bataillone zum Kampfe gegen die Deutschen organisiren solle.

Referendar v. S. in R. — Das Volksthuat, für das die Direction des Berliner Central-Theaters einen Preis von 1500 Mark nebst einer Mindest-Zantidme von 3000 Mark ausgeschrieben hat, muß bis zum 1. März 1894 eingereicht sein.

Schachspieler, Brunn. — Auf dem Pyramiden-Felde von Sakkara ist neuerdings unter anderem die Grabkammer eines hohen Staatsbeamten Namens Nera aufgedeckt worden, deren Wandmale-

rien diesen beim Schachspiele darstellen. Es wird dadurch der Beweis geliefert, daß den Ägyptern das Schachspiel bereits unter der Regierung des Königs Teti, welcher der sechsten Dynastie angehörte, bekannt war (nach Lepsius um das Jahr 2700, nach Brugsch gegen 3300 v. Chr.). Damit werden die meisten Fabeln von der Entdeckung des Schachspieles hinfällig.

Fräulein M. W., Pankow. — Das Gedicht „Erzittere Welt! Ich bin die Pest,“ ist von Hermann Lingg. — Das Motto zum „Lied von der Glocke“ lautet doch: Vivos vooco, Mortuos plango. Fulgura frango.

Marie K., Neustadt a. S. — Wenn von zwei mit einander gehenden Offizieren nur der eine die Untergebenen wieder prüft, so ist der Schluß, daß der Nichtprüfende hochmüthig sei, ganz falsch. Nach militärischer Vorschrift soll nur der im Dienst Kellere die erwiesene Ehrenbezeugung für sich und seinen Begleiter erwidern. Der betreffende Herr hat also nicht gedankt, weil er als jüngerer Offizier nicht durfte.

Majorin K., München. — Die Rede, in der Professor von Lenbach auseinandersetzte, daß die größten Künstler auch die bedeutendsten Techniker gewesen seien, wurde gehalten auf dem diesjährigen Congresse zur „Beförderung rationaler Malverfahren“ in München.

Baronesse J., Interlaken. — Die „Chicago-girls“ sollen einen Typus für sich bilden, der sich angeblich merkbar von dem der Damen in New-York, Boston und Philadelphia unterscheidet.

Professor K., Prag. — Der frühere preussische Kultus-Minister, Graf von Hedlich-Zeltscher, hat auch für die Frauenbildungsbeförderungen ein lebhaftes Wohlwollen bekundet.

Kaiser von S., Hannover. — Der Historien-Maler Carl Rahl der Jüngere wurde 1812 zu Wien geboren und starb 1866. Er ist ein Selbstverwandter Genelli's, vor dem er jedoch eine gewisse Wärme und Frische voraus hat. Von seinen Bildern sind besonders bekannt geworden: Manfred bei Benevent, Manfred's Einzug in Luceria, und die Christenverfolgung. Auch als Portrait-Maler war er bedeutend, weniger durch Farbe als durch geistreiche Auffassung; geschätzt ist das in Kopenhagen befindliche Portrait der Gräfin Danner, der morganatischen Gemahlin König Friedrich's VII. von Dänemark.

H. V., Temesvar. — Irisirende (leuchtende) Wolken und leuchtende Nacht-wolken sind nicht dasselbe. Erstere haben nur eine Höhe von etwa 7 Kilometern und kommen das ganze Jahr hindurch vor. Letztere schweben mehr als 80 Kilometer hoch über uns; man sieht sie in unserer Breite lediglich im Juni und Juli. Ein bekannter Forscher, der sich mit diesen Phänomenen beschäftigt hat, ist Herr D. Jesse in Stettin bei Berlin.

R. St., Wien. — Die Messe auf dem Gipfel des Montblanc wurde in diesem Sommer vom Priester Jean Bonin abgehalten, der hierzu vom Papste die Ermächtigung bekommen hatte und einen vom Erzbischofe von Turin geweihten Stein mit sich führte. Die Kälte war so stark, daß Wasser und Wein, die zur Messe dienen sollten, gefroren waren. Außer Bonin waren zugegen: Der Vicar von Cogne, der Vicar von Courmayeur, Herr Orignol, Mitglied des Alpenvereins, und drei Führer.



Nach dem Feste.

Original-Bezeichnung von Hertha von Warburg.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.